

Vorlage-Nr. 14/1863

öffentlich

Datum: 24.04.2017
Dienststelle: Fachbereich 43
Bearbeitung: Frau Leshwange

Landesjugendhilfeausschuss 11.05.2017 Kenntnis

Tagesordnungspunkt:

Inklusion in der Jugendförderung

Kenntnisnahme:

Der Landesjugendhilfeausschuss Rheinland nimmt den Bericht 14/1863 zur Inklusion in der Jugendförderung zur Kenntnis.

UN-Behindertenrechtskonvention (BRK):

Diese Vorlage berührt eine oder mehrere Zielrichtungen des LVR-Aktionsplans zur Umsetzung der BRK. ja

Gleichstellung/Gender Mainstreaming:

Diese Vorlage berücksichtigt Vorgaben des LVR-Aktionsplanes für Gleichstellung, Familienfreundlichkeit und Gender Mainstreaming. ja

Finanzielle Auswirkungen auf den Haushalt (Ifd. Jahr):

Produktgruppe:	
Erträge: Veranschlagt im (Teil-)Ergebnisplan	Aufwendungen: /Wirtschaftsplan
Einzahlungen: Veranschlagt im (Teil-)Finanzplan Bei Investitionen: Gesamtkosten der Maßnahme:	Auszahlungen: /Wirtschaftsplan
Jährliche ergebniswirksame Folgekosten:	
Die gebildeten Budgets werden unter Beachtung der Ziele eingehalten	

In Vertretung

B a h r - H e d e m a n n

Zusammenfassung:

Das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen hat drei großangelegte Modellprojekte zur Inklusion in der Jugendförderung initiiert.

1. Im Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“, umgesetzt durch die beiden Landesjugendämter Rheinland und Westfalen, ging es um die kommunale Steuerung und Planung von Inklusion. Die beteiligten sechs Jugendämter waren gefordert, in Zusammenarbeit mit den freien Trägern und weiteren Kooperationspartnern, insbesondere der Behindertenhilfe, die Leitidee der Inklusion in Strukturen, Arbeitsweisen und konkreten Projekten der Jugendförderung in ihren Kommunen zu verankern. Ziel war die Öffnung ihrer Angebote für junge Menschen mit Behinderungen.

2. Das Gemeinschaftsprojekt „Under Construction“ der Arbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW, der Landesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit NRW, des Landesjugendrings NRW, der Landesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit NRW und des Paritätischen Jugendwerks NRW (Arbeitskreis G5) setzte sich zum Ziel, die Teilhabe von jungen Menschen mit Beeinträchtigungen in den Angeboten der Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit zu fördern.

3. Das übergeordnete Ziel des Modellprojektes „Inklusives Kinder- und Jugendreisen“ besteht in der Förderung von inklusiven Reiseangeboten und der Förderung der Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung an allen Formaten im pädagogischen Kinder- und Jugendreisen. Die Initiative fußt auf drei Säulen und verschiedenen Aktivitäten. Die erste Säule sichert den fachlichen Austausch zwischen verschiedenen Akteuren des Arbeitsfeldes. Sie wird koordiniert durch die TH Köln, die im Rahmen der zweiten Säule die wissenschaftliche Begleitung durchführt. Die dritte Säule ist der Fachkräftepool, der von „transfer e.V.“ in Kooperation mit „Freizeit ohne Barrieren e.V.“ koordiniert wird und die in enger Abstimmung mit der TH Köln agieren.

Darüber hinaus gab es das Modellprojekt „Entdecken, erleben, teilhaben: Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in ganz Bergisch Gladbach gestalten!“ (Cafe Leichtsinn) der Katholischen Jugendagentur Leverkusen, Rhein-Berg, Oberberg gGmbH. Dieses wurde von der LVR-Sozial- und Kulturstiftung gefördert und vom LVR-Landesjugendamt Rheinland fachlich begleitet.

Das zentrale und allen Projekten übergeordnete Ziel ist es, Kindern- und Jugendlichen mit Behinderungen Teilhabe in den Angeboten der Jugendförderung zu sichern. Dies konnte in allen Projekten erfolgreich umgesetzt werden. Die unterschiedlichen konzeptionellen und pädagogischen Facetten der Umsetzung werden in der Arbeitshilfe des LVR-Landesjugendamtes „Jugendförderung: Erfolgreich Inklusiv“ ausführlich beschrieben.

Die Projekte werden in der Sitzung des Landesjugendhilfeausschusses am 11.05.2017 im Rahmen von zwei Vorträgen vorgestellt.

Begründung der Vorlage Nr. 14/1863:

Der Landesjugendhilfeausschuss Rheinland hat in seiner Sitzung am 02.02.2017 um einen Bericht zum Stand der Inklusion in der Jugendförderung gebeten.

Dieser erfolgt mit der Vorstellung der Broschüre „Jugendförderung – Erfolgreich inklusiv: Eine Arbeitshilfe“. Die Broschüre ist der Vorlage digital beigefügt und liegt in der Sitzung aus.

In Vertretung

B a h r – H e d e m a n n



JUGENDFÖRDERUNG: ERFOLGREICH INKLUSIV – EINE ARBEITSHILFE

IMPRESSUM:

Herausgeber

LVR-Landesjugendamt Rheinland
LWL-Landesjugendamt Westfalen Lippe

Fotos

Thorsten Martin
www.thorsten-martin.com

Redaktion

Martina Leshwange
Dr. Karin Kleinen
Irmgard Grieshop-Sander
Dr. Hildegard Pamme
Bernhard Selbach

Verantwortlich

Martina Leshwange
0221 809-6093, martina.leshwange@lvr.de

Layout und Druck

LVR-Druckerei,
Ottoplatz 2 ,50679 Köln
Tel 0221 809-2418

Köln Dezember 2016

JUGENDFÖRDERUNG: ERFOLGREICH INKLUSIV – EINE ARBEITSHILFE

INHALT

Vorwort 5

01.	Dabei sein ist alles – Inklusion in der Jugendförderung	6
02.	Inklusion und Jugendförderung – eine Verortung.....	10
03.	Der Inklusionsdiskurs und die Prämissen der Jugendförderung	14
04.	Modellprojekte und die Konsequenzen.....	18
05.	Sechs Kommunen ... Sechs Wege	24
	Experimentieren, Interesse wecken, begleiten außerschulische Inklusion im Oberbergischen Kreis	26
	Inklusion – ein langer Weg! Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung in der Stadt Gütersloh	29
	Inklusion in der Jugendförderung 2013 – 2015 in der Universitätsstadt Siegen	40
	Projektstandort Köln: Barrierefreiheit in den Herzen und Köpfen	44
	Vielfältiges Dortmund – eine inklusive Stadt für Kinder und Jugendliche	50
	Es ist normal, verschieden zu sein Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ am Standort Bonn	54
06.	Zur Steuerungskultur der Inklusion in der Jugendförderung.....	58
07.	Das G5-Projekt „Under Construction“ – Inklusive Praxisentwicklung nach Maß.....	62

08.	Jugendhilfe trifft Behindertenhilfe	66
09.	„Entdecken, erleben, teilhaben: Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in ganz Bergisch Gladbach gestalten!“	70
10.	„Initiative Inklusives Kinder- und Jugendreisen NRW“	76
11.	Empfehlungen aus dem Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“	80
12.	Ausblick: Inklusion in der Jugendförderung – ein Modellprojekt in die Fläche bringen	86

VORWORT



Ein Fußballspiel. Auf dem Platz zehn Kinder und Jugendliche zwischen 13–16 Jahren. Auf den ersten Blick eine Selbstverständlichkeit. Auf den zweiten Blick fällt auf: Hier spielen Mädchen und Jungen, drei von ihnen im Rollstuhl, ein sehbeeinträchtigter Junge und neun Sehende, ein Mädchen mit deutlichen motorischen Koordinationsschwierigkeiten. Zwei in den Teams machen den Eindruck als fiele es ihnen schwer, den Ball, sich selbst und ihre Mitspielerinnen und Mitspieler im Raum wahrzunehmen. Da fällt ein Tor. Alle jubeln.

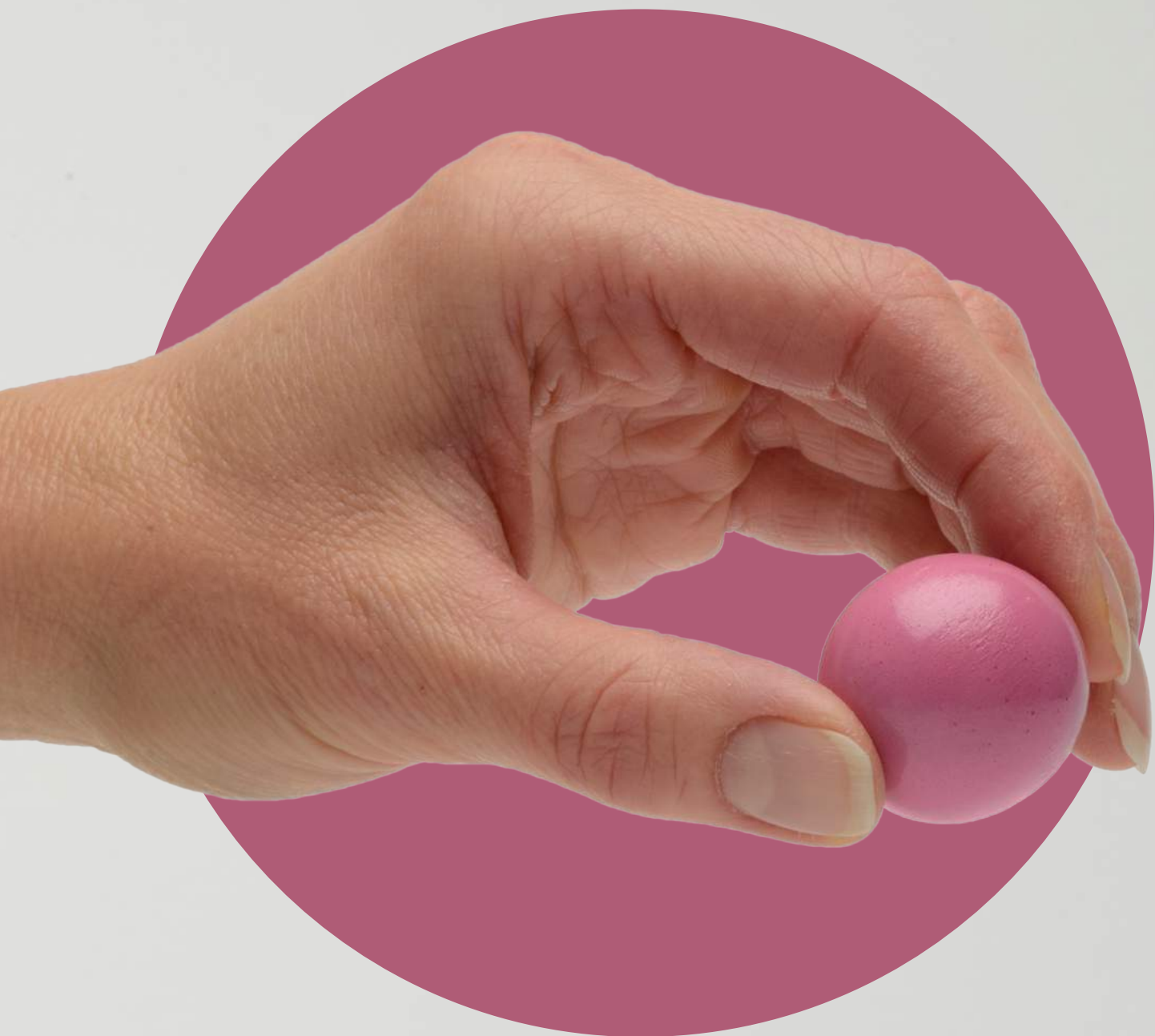
Und was nicht sichtbar ist: Hinter diesem Fußballspiel steckt mehr als ein Platz, ein Ball und eine Schiedsrichterin. Damit alle mitmachen, sich Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung beispielsweise im normalen Alltag einer offenen Jugendeinrichtung begegnen können, braucht es einige Vorbereitungen: Mobilitätsfragen, die (Nicht-)Einbeziehung von Eltern, die Finanzierung zwischen den Leistungssystemen und die Kooperation zwischen Akteuren aus verschiedenen Handlungssystemen sind ausgewählte Beispiele für die Absprachen, die hinter dem oben beschriebenen Fußballspiel stehen. Das Beispiel des Fußballspiels deutet an, welche Anstrengungen die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen seit ihrem Inkrafttreten in Deutschland 2009 von allen gesellschaftlichen und politischen Ebenen fordert. Es zeigt die Herausforderungen, die ganz konkret auf die Jugendförderung zukommen, wenn sie ein Ort für Begegnung, Freizeitgestaltung und Lernen für alle, also inklusiv sein will.

Die Städte Bonn, Dortmund, Gütersloh, Köln, Siegen und der Oberbergische Kreis haben sich von September 2013 bis Dezember 2015 intensiv mit dieser Herausforderung beschäftigt. Sie wurden dabei mit Projektmitteln des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes NRW (MFKJKS) und durch die Fachberatung der beiden Landesjugendämter unterstützt und wissenschaftlich durch die TH Köln begleitet. Die vorliegende Arbeitshilfe stellt die Erfahrungen und Erkenntnisse dieses Projektes dar und gibt Empfehlungen für die Praxis der Jugendförderung. Sie richtet sich an Leitungskräfte und Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe und der Behindertenhilfe, an Verantwortliche von öffentlichen wie freien Trägern einschließlich der politisch Verantwortlichen. Sie möge besonders anregend für die Jugendpflegerinnen und Jugendpfleger sowie Jugendhilfeplanerinnen und Jugendhilfeplaner sein.

Unser Dank gilt allen Beteiligten des Modellprojektes in den sechs Standorten, den Hauptamtlichen wie den Ehrenamtlichen, den „operativen“ Kräften in den Einrichtungen der Jugendförderung wie den Koordinierenden auf Seiten des Jugendamtes, der wissenschaftlichen Begleitung wie den Fachberaterinnen und Fachberater der Landesjugendämter. Dank gilt auch den Vertreterinnen und Vertretern der anderen Modellprojekte in NRW zum Thema Jugendförderung und Inklusion. Sie bringen insbesondere die Perspektive der freien Träger ein und runden mit ihren Erfahrungsberichten das Spektrum der Broschüre ab. Dank gilt dem Land NRW, das mit der finanziellen Förderung einen wesentlichen Beitrag für den „Raum der Möglichkeiten“ geschaffen hat. Dank gilt nicht zuletzt allen Eltern, Kindern und Jugendlichen, die mit so viel Freude und Herzblut die neu entstandenen Angebote angenommen haben.

Birgit Westers
Landesrätin
LWL-Jugenddezernentin

Lorenz Bahr-Hedemann
Landesrat
LVR-Dezernent Jugend



01.

MARTINA LESHWANGE

DABEI SEIN IST ALLES –
INKLUSION IN DER
JUGENDFÖRDERUNG

„Das Kind hat ein Recht darauf, eigene Erfahrungen machen zu können und ein Recht darauf, als individueller Mensch mit all seinen Stärken und Schwächen angenommen und geachtet zu werden (Janucz Korzac).“

Die Pädagogik der Achtung von Janucz Korzac hat vieles gemeinsam mit dem Konzept der Inklusion. Ziel von Inklusion ist eine Gesellschaft, in der grundsätzlich jedes Individuum in seiner Eigenart gleichwertig anerkannt wird. Statt die Benachteiligung als individuelle Eigenschaft zu begreifen, soll die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen gelegt werden, die das einzelne Kind, den einzelnen Jugendlichen behindern.

Einen wichtigen Meilenstein bei der Umsetzung von Inklusion markiert die UN-Behindertenrechtskonvention, die in Deutschland im Jahr 2009 in Kraft trat. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen beschreibt deren Recht auf volle, wirksame und gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft (Art. 3) und verpflichtet die Vertragsstaaten, alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen, um zu gewährleisten, dass Kinder und Jugendliche mit Behinderungen gleichberechtigt mit anderen Kindern und Jugendlichen alle Menschenrechte und Grundfreiheiten genießen können. Inklusion ist hier als Menschenrecht festgeschrieben. Deutschland hat diese Vereinbarung unterzeichnet. Mit einer breiten Umsetzung von Inklusion stehen wir trotz zahlreicher Initiativen und Projekte aber immer noch am Anfang.

Auch in der Jugendförderung! Zur Jugendförderung gehören in Nordrhein-Westfalen die offene Kinder- und Jugendarbeit, die Jugendverbandsarbeit, die Jugendsozialarbeit sowie der erzieherische Kinder- und Jugendschutz, die ihre landesrechtliche Verankerung insbesondere im 3. Ausführungsgesetz des Kinder- und Jugendhilfegesetzes NRW haben.

Die Umsetzung von Inklusion steht auch in der Jugendförderung noch am Anfang, obwohl es hier bereits rechtliche Grundlagen gibt, die dazu auffordern, jungen Menschen mit Behinderungen Zugang zur Jugendarbeit zu ermöglichen (vgl. Drittes Gesetz zur Ausführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes NRW).¹ Doch die Hürden im pädagogischen Alltag scheinen hoch, denn bislang nehmen Kinder und Jugendliche mit Behinderungen faktisch kaum an Aktivitäten der Jugendförderung teil. Als schwierig erweist sich z.B. die Notwendigkeit, Leistungen der Jugendförderung oder Behindertenhilfe zuordnen zu müssen, um sie zu finanzieren. Beide Hilfesysteme haben aber unterschiedliche Finanzierungslogiken. Als schwierig erweist sich weiter die Ermöglichung einer gelingenden Kooperation zwischen den professionellen und ehrenamtlichen Kräften der beiden Hilfesysteme. Als schwierig erweist sich schließlich, faktische Hemmnisse aus dem Weg zu räumen und statt dessen Mobilität und Zugang sicherzustellen.

Wie also Ernst machen mit der Umsetzung von Inklusion? Wie also Kinder und Jugendliche mit Behinderung zuerst in ihren Interessen, Rechten und Ansprüchen auf Partizipation wahrnehmen und nicht über ihre Behinderung?

Das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, die beiden Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe, die Öffentlichen und Freien Träger in NRW haben sich gemeinsam auf den Weg gemacht das Leitziel der Inklusion umzusetzen. Ausgangspunkt dafür bot der Kinder- und Jugendförderplan des Landes NRW (2013–2017). Unter Position 3.2.2. „Teilhabe junger Menschen mit Behinderung“ schaffte er die Möglichkeit für die Öffentlichen und Freien Träger, Maßnahmen und Angebote zu entwickeln und umzusetzen.

.....
1 Drittes Gesetz zur Ausführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes; Gesetz zur Förderung der Jugendarbeit, der Jugendsozialarbeit und des erzieherischen Kinder- und Jugendschutzes - Kinder- und Jugendförderungsgesetz – 3. AG-KJHG – KJFöG vom 12. Oktober 2004.

Auf dieser Basis hat das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen drei großangelegte Modellprojekte in der Jugendförderung initiiert.

1. Im Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ ging es um die kommunale Steuerung und Planung von Inklusion. Die beteiligten Jugendämter waren gefordert, in Zusammenarbeit mit den freien Trägern und weiteren Kooperationspartnern, insbesondere der Behindertenhilfe, die Leitidee der Inklusion in Strukturen, Arbeitsweisen und konkreten Projekten der Jugendförderung in ihren Kommunen zu verankern, um ihre Angebote gezielt auch für junge Menschen mit Behinderungen öffnen zu können.

2. Das Gemeinschaftsprojekt „Under Construction“ der Arbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW, der Landesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit NRW, des Landesjugendrings NRW, der Landesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit NRW und des Paritätischen Jugendwerks NRW (Arbeitskreis G5) setzte sich zum Ziel, die Teilhabe und -nahme von jungen Menschen mit Beeinträchtigungen an den Angeboten der Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit zu fördern.¹

3. Inklusives Kinder- und Jugendreisen

Das übergeordnete Ziel ist hier die Förderung von inklusiven Reiseangeboten und die Förderung der Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung an allen Formaten im pädagogischen Kinder- und Jugendreisen. Die Initiative fußt auf drei Säulen und verschiedenen Aktivitäten. Die erste Säule sichert den fachlichen Austausch zwischen verschiedenen Akteuren des Arbeitsfeldes. Sie wird koordiniert durch die TH-Köln, die im Rahmen der zweiten Säule die wissenschaftliche Begleitung durchführt. Die dritte Säule ist der Fachkräftepool, der von transfer e.V. in Kooperation mit Freizeit ohne Barrieren e.V. koordiniert wird und die in enger Abstimmung mit der TH Köln agiert.

Darüber hinaus hat auch das LVR-Landesjugendamt Rheinland Geld in die Hand genommen: „Entdecken, erleben, teilhaben: Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in ganz Bergisch Gladbach gestalten!“ ist ein von der LVR-Sozial- und Kulturstiftung gefördertes und vom LVR-Landesjugendamt Rheinland fachlich begleitetes Projekt. Anhand von Praxisbeispielen wird deutlich, wie sich Offene Kinder- und Jugendarbeit inklusiv ausrichten kann. In dieser Arbeitshilfe finden Sie Beiträge aus allen vier Projekten. Uns als Fachberatungsteam der beiden nordrhein-westfälischen Landesjugendämter war es ein Anliegen, der Praxis einen breiten und bunten Strauß von Möglichkeiten zu präsentieren. Um das zentrale und allen Projekten übergeordnete Ziel, Kindern- und Jugendlichen mit Behinderungen „**Teilhabe zu sichern**“ zu erreichen, tut es gut, aus einer Vielfalt von Impulsen schöpfen zu können (vgl. Pavek; Prassel; Skribbe; Storm und Dubiski/ Vogt).

Unseren besonderen Fokus legen wir dabei auf das erste Projekt, „Inklusion in der Jugendförderung“. Nach dem Abschlussbericht der TH-Köln², die das Projekt wissenschaftlich begleitet hat, möchten wir die zentralen Ergebnisse und Erfahrungen dieses Modellprojektes noch einmal für die Praxis aufbereiten. Die unterschiedlichen Perspektiven kreisen alle um eine Frage: Wie kann die Inklusion in der Jugendförderung gelingen? Antworten werden Sie reichlich finden.

.....

- 1 Die Ergebnisse und Erfahrungen dieses Projektes sind ausführlich dokumentiert. Vgl. <http://www.agot-nrw.de/?q=content/dokumentation-des-g5-inklusionsprojekts-under-construction>
- 2 Frey, Anke/ Dubiski, Judith (2016): „Völlig egal, wer auf mich zukommt, der hat ein Recht auf seine Freizeit bei uns.“ Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojektes „Inklusion in der Jugendförderung“ (2013-2015). In: Schriftenreihe des Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung. Köln. Online verfügbar unter: https://www.th-koeln.de/mam/downloads/deutsch/hochschule/fakultaeten/f01/2016_abschlussbericht_inklusion_jugendfo.pdf

Voraussetzung ist allein, sich auf eine Reise zu begeben.

Eine Reise zu

- der Frage, wie das Verhältnis von Inklusion und Jugendförderung in den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen zu verorten ist (vgl. Platte/Thimmel) und wie die Prämissen der Jugendförderung durch das Leitziel Inklusion herausgefordert werden (vgl. Frey/Dubiski);
- sechs Kommunen, die sechs verschiedene Wege eingeschlagen haben, um ihre Ressourcen für die Umsetzung einer inklusiven Jugendförderung nutzen zu können (vgl. Schacht; Teckemeier/Zöllner; Bohn; Kolb/Finke; Biefang und Bröxkes) sowie
- dem, was nötig ist, damit die entstehenden Netzwerke über die Grenzen der Hilfesysteme hinweg erfolgreich gesteuert werden können (vgl. Spieckermann).

Nach dieser sehr konkreten Reise zu den Gelingensfaktoren haben wir uns am Ende die Frage gestellt, was bleibt von einem Modellprojekt nach dessen Ende? Oder anders ausgedrückt: Wie bringt man ein Modellprojekt über die sechs beteiligten Kommunen hinaus in die Fläche? (vgl. Pamme/Grieshop-Sander/Kleinen/Selbach). Für die Jugendförderung ergibt sich aus den vier Projekten die Herausforderung, ihre Arbeit konsequent an den Interessen und Lebensentwürfen aller Kinder- und Jugendlichen im jeweiligen Gemeinwesen mit all ihren Besonderheiten und Unterschiedlichkeiten, Handicaps oder speziellen Fähig- und Fertigkeiten zu orientieren, und das subjektbezogen, partizipativ, gendersensibel und interkulturell und in diesem umfassenden Sinne bewusst inklusiv. Die Jugendförderung bietet dafür ein reiches Potenzial. Diese Möglichkeiten gilt es schon alleine deshalb zu nutzen, weil es zum originären Auftrag der Jugendförderung gehört, Kinder und Jugendliche, Mädchen und Jungen, vor dem Hintergrund einer sich ständig verändernden Gesellschaft in den Grundfähigkeiten der Selbstbestimmung und Mitbestimmung zu fördern. Sie setzt in hohem Maße auf deren Partizipation, Freiwilligkeit, Selbsttätigkeit im Kontext unmittelbarer Erfahrung – und in diesem Sinne auf die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, Selbstachtung, sozialer Eingebundenheit und Verantwortung (vgl. 12. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung, Berlin 2005, S. 364f.). Sie hilft, „Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen“ (§1 Abs. 3.1 SGB VIII).

Die Jugendförderung trägt dabei die Verantwortung, inklusive Bedingungen herzustellen, also Abschottung und Ausgrenzung in den eigenen Handlungsfeldern zu vermeiden – aber auch gleichzeitig, die jungen Menschen darin zu stärken, im „normalen Leben“, im Quartier und in der Freizeit die eigene Exklusion zu überwinden.

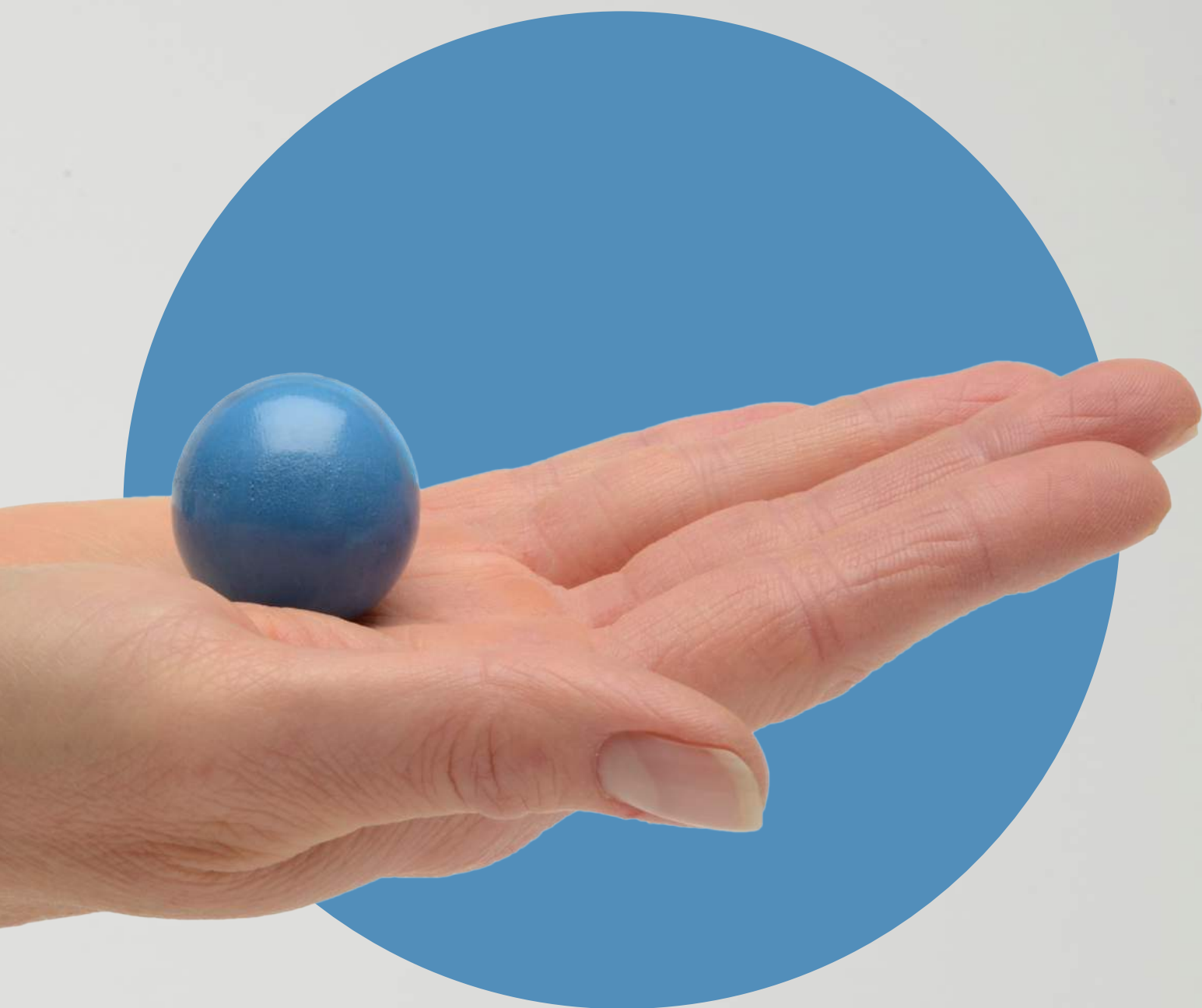


Martina Leshwange

Projektleitung „Inklusion in der Jugendförderung“

LVR-Landesjugendamt Rheinland

martina.leshwange@lvr.de



02.

PROF. DR. ANDREA PLATTE &
PROF. DR. ANDREAS THIMMEL

INKLUSION UND
JUGENDFÖRDERUNG –
EINE VERORTUNG

Die vorliegende Broschüre berichtet über drei vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen geförderte Modellprojekte, die durch die Entwicklung und gemeinsame Diskussion von Begriffen, Strukturen, Praxisprojekten und weiterführenden Ideen zur Umsetzung von Inklusion in der Jugendförderung in NRW miteinander verbunden sind und damit sowohl die konkrete Praxis als auch die konzeptionelle Entwicklung vorangebracht haben. Zwei dieser drei Projekte haben wir als Projektleiterin bzw. Projektleiter im Rahmen des Forschungsschwerpunktes Nonformale Bildung der TH Köln mitentwickelt und gestaltet. Im Folgenden wird – ohne auf die einzelnen Ergebnisse der Projekte einzugehen, die an anderer Stelle in diesem Band aufgeführt sind, eine grundsätzliche Verortung des Zusammenhangs zwischen Inklusion und Jugendförderung sowie eine Bezugnahme aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und Fragen zum Thema Inklusion vorgenommen.

Jugendförderung wird hier in der nordrhein-westfälischen Leseart nach dem Kinder- und Jugendfördergesetz NRW als Oberbegriff für Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und dem erzieherischen Kinder- und Jugendschutz verstanden. Der Schwerpunkt unserer Überlegungen liegt aber auf der Kinder- und Jugendarbeit (§ 11 KJHG /SGB VIII), da die Mehrheit der in den drei Modellprojekten entwickelten und durchgeführten Praxisprojekte sich in diesem Arbeitsfeld verorten lässt.

Inklusion und Kinder- und Jugendarbeit

Auf programmatischer Ebene besteht eine deutliche Nähe zwischen dem Auftrag der Kinder- und Jugendarbeit und der Leitidee der Inklusion, wie sie sich aus der UN-Behindertenrechtskonvention ableitet: Kinder- und Jugendarbeit folgt ihrem Selbstverständnis nach grundsätzlich der Eigenlogik der beteiligten Jugendlichen, Jugendgruppen und Jugendkulturen; darüber hinaus bietet sie in ihren Strukturen und Angeboten Möglichkeiten, bestehende Hierarchien und Rollenzuschreibungen aufzulösen bzw. zu durchbrechen und ein Miteinander der Jugendlichen ohne den Zwang zur Leistungsorientierung zu gestalten. In ihrer unbedingten Orientierung an Partizipation und Freiwilligkeit der Inanspruchnahme der Aktivitäten liegt das große Potenzial, das sich im Zusammenhang mit Inklusion für die Kinder- und Jugendarbeit ergibt: Sie bietet ein personales, thematisches, partizipatives und methodisches Angebot von non-formaler Bildung und Freizeit, für dessen Nutzung sich Kinder und Jugendliche nicht erst bewähren oder qualifizieren müssen, sondern das ihnen voraussetzungslos zugänglich ist und über dessen Auswahl und Nutzung sie frei bestimmen können. Die Kinder- und Jugendarbeit ist, so formulierte es die Arbeitsgemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) in einer Stellungnahme 2011: „der einzige institutionell gesicherte und staatlich geförderte Ort, an dem Kinder und Jugendliche eigenständig gestaltbare und auslotbare Erfahrungsräume nutzen können, in denen nicht Erwachsene mit ihren Erwartungen Orientierungspunkte bilden und in denen eine Lernkultur vorherrscht, die auf Erfahrungen des alltäglichen Lebens setzt und so nachhaltige Wirkung auf Bildungsprozesse entfaltet.“ (agj 2011, S. 1)

Die UN-BRK als rechtsverbindliche Konvention ruft alle Organisationen des Bildungs- und Erziehungssystems dazu auf, die soziale Teilhabe und die Teilhabe an Bildung für alle Kinder und Jugendlichen zu gewährleisten. Als wichtiger non-formaler Bildungsort ist Jugendförderung und insbesondere die Kinder- und Jugendarbeit zweifellos mit angesprochen und gefordert. An diese Aufforderung knüpfen alle in dieser Broschüre vorgestellten Modellprojekte an. Dabei wurde bzw. wird konzeptionell ein weiter Inklusionsbegriff zugrunde gelegt, der auf die Erhöhung selbstbestimmter Teilhabemöglichkeiten an Angeboten und Strukturen der Jugendförderung für alle Kinder und Jugendlichen zielt. Der in den Projekten häufig gewählte engere Fokus auf Kinder und Jugendliche mit Behinderungen kann auf der Umsetzungsebene dazu beitragen, die lebenswelt-

liche Trennung von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen im Freizeitbereich punktuell aufzuheben.

Ein zentrales Ergebnis des in dieser Broschüre ausführlich dargestellten Modellprojekts „Inklusion in der Jugendförderung“ zeigt sich sowohl auf der wissenschaftlichen als auch auf der Prozessebene in der Notwendigkeit und Relevanz der eigenen Profilschärfung der Kinder- und Jugendarbeit durch die Konfrontation mit dem Thema Inklusion (vgl. dazu auch den Artikel von Anke Frey und Judith Dubiski in diesem Heft). Zu einer solchen Schärfung tragen unter anderem die Erfahrungen aus den anderen Modellprojekten bei, die in dieser Broschüre ebenfalls vorgestellt werden.

Inklusion und aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen

Gegenüber dem „Thema Inklusion“ – im Sinne der operativen Bezugnahme auf Kinder und Jugendlichen mit einer zugeschriebenen Behinderung – ist im Jahr 2016 „die Flüchtlingsdebatte“ bzw. das Selbstverständnis und die Integrationsleistung der Bundesrepublik als Migrationsgesellschaft (vgl. Thimmel / Chehata 2015) auf vielen Ebenen des Bildungs- und Sozialwesens in den Vordergrund gerückt, was sich unter anderem in Veranstaltungskalendern, Fortbildungsprogrammen und den entsprechenden Teilnehmendenzahlen niederschlägt: Fachkräfte in allen Bereichen auch des formalen und non-formalen Bildungssystems sehen sich mit scheinbar neuen Herausforderungen, veränderten Aufgabenbereichen und Stellenzuschnitten konfrontiert. Für das vergleichsweise gut etablierte Thema Inklusion und die damit verbundenen Projekte scheinen weniger Zeit und Ressourcen übrig zu bleiben.

Vor dem Hintergrund der oben bereits angerissenen Frage nach einem „engen“ (d.h. auf die Beteiligung von als behindert identifizierten Menschen fokussierten) und einem „weiten“ (d.h. auf alle Formen von Benachteiligung berücksichtigenden) Inklusionsbegriff stellt sich die Frage, inwieweit es theoretisch haltbar, moralisch geboten und strategisch klug ist, beide „Themen“ klar voneinander zu trennen oder sie aufs Engste miteinander zu verbinden. Einerseits hat der Inklusionsdiskurs analytisch auf die Problematik der Konstruktion von (immer neuen) Kategorien aufmerksam gemacht. Es ist daher immer wieder zu reflektieren, warum, wie und von wem nun „die Flüchtlinge“ als Zielgruppe im Bildungssystem definiert werden, ob diese Konstruktion auf Dauer gestellt wird und welche Konsequenzen mit einer solchen Zuschreibung verbunden sind. Andererseits bleibt es vor allem politisch und fördersystematisch weiterhin relevant, Unterscheidungen nach Zielgruppen zu machen. Das Dilemma, dass Ressourcen an bestimmte Zielgruppen und damit an Etikettierungen gebunden sind, kann – bislang – auch unter der Formel Inklusion nicht aufgelöst werden. Aus unserer Sicht geht es im Sinne eines weiten und kritischen Inklusionsverständnisses daher nicht um zwei (auf verschiedene Zielgruppen fokussierte) Themenkreise, sondern um die dahinterliegenden Strukturen von Zuschreibung, Diskriminierung und Exklusion, die für beide Bereiche gleichermaßen gelten (Ottersbach/Platte/Rosen 2016). Es zeigen sich deutliche Parallelen sowohl in der Konstruktion der jeweiligen Zielgruppen als auch in den daraus folgenden Konsequenzen: Flüchtling ist man genauso wenig wie „Mensch mit Behinderung“. Beides ist kein Persönlichkeitsmerkmal, zu beidem werden Menschen durch institutionelle und politische Mechanismen gemacht. Entsprechend erhalten sowohl „Inklusion“ als auch „Flüchtlinge“, wenn sie als Thema behandelt werden, eine Container-Funktion, bezeichnen also Begriffe, unter denen „alles Mögliche“ verhandelt wird, unterschiedlichste Projekte entwickelt, gefördert und durchgeführt werden. Es scheint daher wichtig, dem ein Verständnis gegenüber zu stellen, das auf „Inklusion“ bzw. „Flüchtling“ als Reflexionsbegriff zielt und als „notwendige, unaufhebbare und permanente Kritik professionellen pädagogischen Handelns“ (Dannenbeck/Dorrance 2009) fungiert.

Inklusion als Reflexionsanlass

Inklusion fordert also dazu auf, die eigene Arbeit mit geschärftem und differenziertem Blick zu betrachten. Im Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ wurde die Auseinandersetzung mit Inklusion von den beteiligten Akteurinnen und Akteuren in diesem Sinne als Reflexionsanlass genutzt, um die Strukturen, das alltägliche Handeln und die eigenen Annahmen und Sichtweisen selbstkritisch zu hinterfragen und im Austausch mit anderen weiter zu entwickeln. Dabei wurden weder einfache Lösungen noch end- und allgemeingültige Antworten gesucht oder gefunden. Doch die angestoßenen dialogischen Prozesse über verschiedene Standpunkte und Positionen haben auf allen Ebenen (Praxis der Jugendförderung, kommunale Verwaltung, Landesjugendämter, wissenschaftliche Begleitung) wichtige Reflexions- und Erkenntnisprozesse in Gang gesetzt. Im Rahmen des vom Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung der TH Köln mit der „Initiative Inklusives Kinder- und Jugendreisen NRW“ ins Leben gerufenen Netzwerks sind ähnliche Prozesse zu beobachten. Hier sind es vor allem der Austausch zwischen Fachkräften aus der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe und die Suche nach gemeinsamen Begriffsverständnissen und praktischen Herangehensweisen, die zur Reflexion über die eigene Praxis anregen und damit Voraussetzung sind für praxisrelevante Veränderungen.

Wenn Inklusion nicht nur als kurzfristiges und durch einige Best-Practice-Projekte zu „erledigendes“ Anliegen betrachtet wird (vgl. Dannenbeck 2014), sondern in Prozesse und Strukturen dauerhaft Eingang finden soll, bedarf es einer reflexiven Praxis und der Möglichkeit zu organisationalem Lernen. Inklusion im Sinne eines „Mainstreaming“ oder als „Korrektiv“ mitzudenken und systematisch zu berücksichtigen – und zwar überall und selbstverständlich dort, wo Praxisprojekte konzipiert, strukturelle Veränderungsprozesse angestoßen oder bestehende Verfahrens- und Umgangsweisen analysiert werden – erfordert also Freiräume zum Denken, Diskutieren, Ausprobieren, Verwerfen, Nachsteuern und Neuentdecken. Dazu geben die Ergebnisse der in dieser Broschüre an anderer Stelle ausführlich beschriebenen Projekte genügend Anlass.



Prof. Dr. Andrea Platte

TH Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften
andrea.platte@th-koeln.de



Prof. Dr. Andreas Thimmel

TH Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften
andreas.thimmel@th-koeln.de

Literatur

Arbeitsgemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe AGJ (2011): Kinder- und Jugendarbeit unter Gestaltungsdruck. Zur Notwendigkeit, Angebote der Kinder- und Jugendarbeit zu erhalten und weiterzuentwickeln“. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe. <https://www.agj.de/positionen/2009-2011.html>. (Zugegriffen: 31.08.2016)

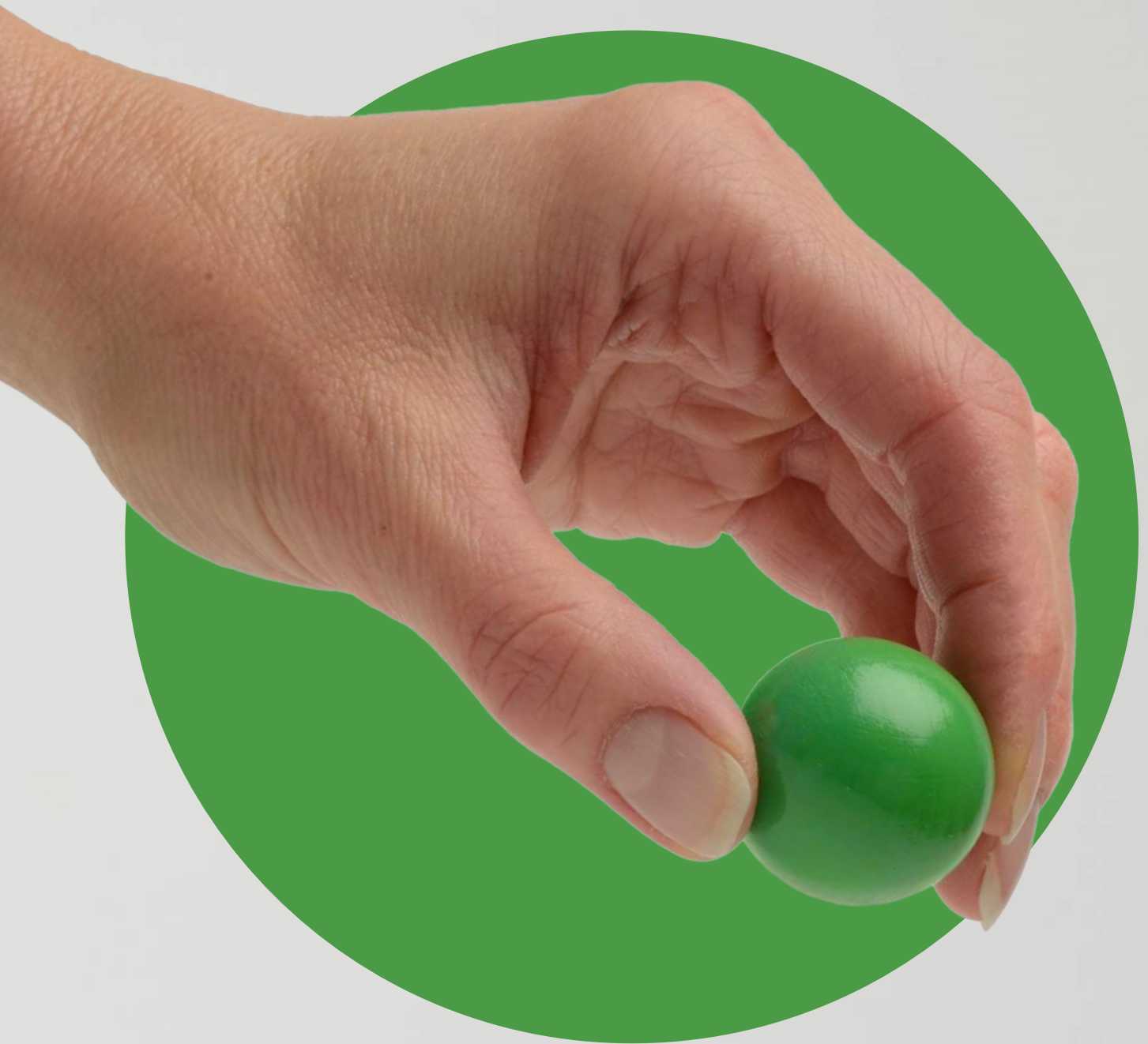
Dannenbeck, Clemens/Dorrance, Carmen (2009): Inklusion als Perspektive (sozial)pädagogischen Handelns – eine Kritik der Entpolitisierung des Inklusionsgedankens. In: Zeitschrift für Inklusion, Ausgabe 2/2009 Abrufbar unter: <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/161/161> (27.08.2016)

Dannenbeck, Clemens (2014): Inklusive Kinder- und Jugendarbeit? Diskursbeobachtungen im Feld Sozialer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. In: deutsche jugend, Heft 11/2014, S.487-492.

Ottersbach, Markus/Platte, Andrea/Rosen, Lisa (2016): Perspektiven auf inklusive Bildung und soziale Ungleichheiten. In: Dies. (Hrsg.) (2016): Soziale Ungleichheiten als Herausforderung für inklusive Bildung. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-15

Thimmel, Andreas (2016): Pflichtaufgabe Jugendarbeit. Junge Menschen fördern und befähigen, sich sozial und politisch zu bilden. Aus: Jugendhilfe-Report. Heft 2/2016. S. 20-23

Thimmel, Andreas/Chehata Yasmine (2015): Jugendarbeit in der Migrationsgesellschaft. Wochenschau Verlag. Schwalbach/T



03.

ANKE FREY & JUDITH DUBISKI

DER INKLUSIONSDISKURS
UND DIE PRÄMISSEN DER
JUGENDFÖRDERUNG

In Nordrhein-Westfalen werden unter dem Begriff Jugendförderung die Leistungen nach SGB VIII (KJHG) §§ 11 bis 14 gefasst, also die Jugendarbeit, insbesondere die Offene Kinder- und Jugendarbeit und Jugendbildung sowie die Jugendverbandsarbeit, die Jugendsozialarbeit und der Erzieherische Kinder- und Jugendschutz. Neben dem SGB VIII ist das Dritte Gesetz zur Ausführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes NRW die rechtliche Grundlage, innerhalb derer Jugendförderung verankert ist. Ausgehend von diesen gesetzlichen Rahmungen und der Jugendberichterstattung (v.a. dem Achten Jugendbericht, BMFSFJ 1990) benennt Werner Thole allgemeine Leitlinien der außerschulischen Jugendarbeit, die auch als Prämissen der Jugendförderung betrachtet werden können: Freiwilligkeit, Partizipation, Integration, Lebenswelt- und Biographieorientierung, Zeit- und Alltagsorientierung, Dezentralisierung und Regionalisierung (Thole 2000, S.260f). Diese Prämissen werden herausgefordert, wenn Jugendarbeit sich neuer Zielgruppen oder Themen annehmen soll.

Mit der sich aus der UN-Behindertenrechtskonvention ergebenden Anforderung „inklusiv“ zu arbeiten taucht nicht nur eine „neue“ Zielgruppe in der Jugendarbeit auf – nämlich die Kinder und Jugendlichen mit Behinderungen, wobei „Behinderung“ als eine Dimension von Heterogenität zu betrachten ist, die durch die UN-BRK verstärkt in den Fokus rückt. Sondern mit eingeschlossen sind auch deren Eltern, die es zumeist seit langem gewohnt sind, Unterstützung und Akzeptanz für ihre Kinder erkämpfen zu müssen. In der Kooperation mit Trägern und Einrichtungen der Behinderten(selbst)hilfe trifft Jugendförderung darüber hinaus auf Fachkräfte, die anderes Wissen, andere Erfahrungen und andere professionelle Selbstverständnisse mitbringen, und nicht zuletzt auf ein Leistungs- und Hilfesystem, das grundlegend anders strukturiert ist als Jugendarbeit. All dies verunsichert, irritiert und hinterfragt die genannten Grundlagen der Jugendarbeit.

Eine zentrale Erkenntnis im Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ war, dass der Umgang mit diesen „Irritationen“ einen wesentlichen Beitrag zur Schärfung des Profils der (offenen) Kinder- und Jugendarbeit leisten kann. Im Folgenden werden einige Erfahrungen dargestellt, die im Modellprojekt gesammelt, dokumentiert und analysiert werden konnten. Unter den beteiligten Trägern waren vor allem Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, aber auch Träger der Jugendverbandsarbeit und vereinzelt auch der Jugendsozialarbeit; teilweise wurden Praxisprojekte in Kooperation mit Trägern der Behindertenhilfe umgesetzt.

Profilschärfung durch Inklusion: das Beispiel Offene Kinder- und Jugendarbeit

Den Akteurinnen und Akteuren, die im Rahmen des Modellprojekts auf der Umsetzungsebene in ihren Einrichtungen Praxisprojekte entwickelt haben, war es wichtig, ihren an den oben genannten Prämissen orientierten Alltag in ihren Einrichtungen als Bezugspunkt beizubehalten und als Offene Kinder- und Jugendarbeit erkennbar zu bleiben. Dabei wurde ihr Selbstverständnis immer wieder herausgefordert. Beispielhaft seien hier einige der sich ergebenden Fragen und Herausforderungen benannt (vgl. Frey/Dubiski 2016):

- **Zwischen Offenheit und Vorhersehbarkeit:** Die Fachkräfte suchen nach Möglichkeiten, Jugendlichen, die ein höheres Bedürfnis nach Sicherheit und Vorhersehbarkeit haben, einen Einstieg in die offene Arbeit einer Einrichtung (z.B. eines Jugendzentrums) zu bieten. So wird beispielsweise für einen bestimmten Zeitraum ein regelmäßiges Sportangebot in einer relativ stabil zusammengesetzten Gruppe eingerichtet, das eine gewisse Verlässlichkeit bietet und parallel zum offenen Bereich der Einrichtung läuft. Nach einer Phase des Kennenlernens, in der die neuen Gäste sich ihr Umfeld vertraut gemacht haben, können sich dann erste Besuche im offenen Bereich anbahnen, beispielsweise um eine Runde zu kickern oder um sich nach dem Theaterspielen eine Portion Pommes zu holen.

- **Zwischen Arrangieren und Vermitteln:** Ihre eigene Rolle beschreiben die Fachkräfte teils als Vermitteln „zwischen zwei Welten“: auf institutioneller Ebene zwischen der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe, auf personaler Ebene zwischen den Jugendlichen mit und ohne Behinderung, den Besucherinnen und Besuchern der Einrichtung und den Anwohnerinnen und Anwohnern der Nachbarschaft. Andere sehen ihre Rolle vor allem im Arrangieren von Zugängen und Kontakten, ziehen sich dann aber zurück und versuchen, sich entbehrlich zu machen und den Jugendlichen selbst die Gestaltung ihres Miteinanders zu überlassen.
- **Zwischen elternfreier Zone und notwendiger Elternarbeit:** In der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen machen die Fachkräfte der offenen Kinder- und Jugendarbeit neue Erfahrungen im Umgang mit Eltern, die das weit verbreitete Selbstverständnis von Kinder- und Jugendarbeit als „elternfreie Zone“ herausfordern. So berichten sie von größerer Sorge und höherem Interesse seitens der Eltern Kinder mit Behinderungen, die detailliert über Angebote, Umgangsweisen sowie das Verhalten und Wohlbefinden ihres Kindes informiert sein wollen. Zugleich stellen Fachkräfte fest, dass auch für sie ein Vertrauensverhältnis zu Eltern behinderter Kinder und Jugendlicher und das Wissen der Eltern über ihre Kinder von zentraler Bedeutung sind, um diesen das Ankommen und Eingewöhnen in den Einrichtungen zu erleichtern. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist die Kommunikation mit den Eltern außerdem von Bedeutung, um einen guten Umgang mit den jeweiligen Bedarfen der Kinder und Jugendlichen zu finden. Bei all diesen positiven, die Arbeit stärkenden Aspekten der Zusammenarbeit mit Eltern gilt es zugleich kritisches Korrektiv gegenüber einem zu starken Einfluss der Eltern auf das Angebot und die Arbeit der Einrichtung und vor allem der selbstbestimmten Gestaltung der Freizeit junger Menschen zu sein, ihnen größtmöglichen Freiraum für selbstbestimmte Tätigkeiten und Teilhabe zu eröffnen.
- **Zwischen Wissen und Nicht-Wissen:** Im Kontext von Inklusion werden oftmals, insbesondere wenn es um Kinder und Jugendliche mit Behinderungen geht, spezifische Kenntnisse und Wissensbestände (z.B. über Formen von Behinderungen, Pflegerische Kenntnisse etc.) als notwendige Voraussetzung benannt, um inklusive Praxen gestalten zu können. Aus den Interviews lassen sich diesbezüglich unterschiedliche Positionen herausarbeiten. Zum einen finden sich unterschiedliche Bedürfnisse, was den Umfang an Wissen betrifft (z.B. Fachwissen zu Behinderungsformen, allgemeine Informationen zur sozialen Lage von Kindern und Jugendlichen und deren Familien). Zum anderen lässt sich differenzieren, welche Art von Wissen als relevant benannt wird und welche Funktion dieses aus der Perspektive der Akteure erfüllt. Die Orientierung der Fachkräfte bewegt sich dabei zwischen der Notwendigkeit, über bestimmte Informationen zu verfügen, und dem Versuch, den einzelnen Kindern und Jugendlichen ohne vorgefertigte Bilder im Kopf begegnen zu können. Im Verlauf des Modellprojekts hat sich gezeigt, dass das zu Beginn gewünschte oder als notwendig erachtete „Spezialwissen“ zu Behinderungen immer mehr in den Hintergrund rückte und Erfahrungswissen und das Vertrauen in die eigene Fachkompetenz wichtiger wurde – ergänzt um einzuholende Fachexpertise in konkreten Situationen.
- **Zwischen Leistungsanspruch und Schonraum:** Ein Thema, das in der Jugendarbeit zwar nicht gänzlich neu ist, im Zusammenhang mit Inklusion aber offenbar neue Relevanz erhält, ist der Umgang mit Leistungsansprüchen und -erwartungen seitens der Kinder und Jugendlichen. Vor allem in sportlich oder künstlerisch ausgerichteten Angeboten stehen die Fachkräfte vor der Herausforderung einen Kompromiss finden zu müssen zwischen dem Bedürfnis von Teilnehmenden, sich zu messen, Leistung zu erbringen und sich einem Wettbewerb auszusetzen, und dem Wunsch nach Freiraum, in dem keine Leistung erbracht werden muss. Der eigene Leistungsanspruch mancher Jugendlicher trifft auf das (scheinbar) geringere Leistungs-

vermögen anderer Jugendlicher. Fachkräfte sehen sich einerseits auf- und herausgefordert, Jugendliche vor Leistungsdruck zu beschützen und ihre Einrichtung als Schonraum auszugestalten, in dem man sich keinem Wettbewerb aussetzen muss. Andererseits befinden sie sich mit ihrer Einrichtung in einer Gesellschaft, in der Leistungsdruck und Wettbewerb unumgänglich sind. Im Modellprojekt wurden unterschiedliche und teils ganz individuelle Wege gefunden, mit diesen Fragestellungen umzugehen. An diesem Punkt wurde vor allem deutlich, wie wichtig es für Fachkräfte ist, die Möglichkeit zu fachlichem Austausch pädagogischer Fragestellungen zu haben.

Die Prinzipien der Jugendförderung (s.o.) liegen eng an den Grundlagen einer inklusiven Pädagogik und Didaktik. Das Feld der „Freizeit“ bietet gute Voraussetzungen zur Gestaltung inklusiver Settings. Deutlich mehr als in formalen Bildungsbereichen stehen in der Jugendförderung Themen und Interessen von Kindern und Jugendlichen im Vordergrund, deren Aufgreifen das Miteinander von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen ermöglichen bzw. erleichtern. Einer „inklusive Jugendförderung“ steht jedoch entgegen, dass die Lebenswelten mit und ohne Behinderungen Jugendlicher (und z.B. auch Kinder und Jugendlicher unterschiedlicher Milieus) wenig Berührungspunkte finden und ungeplante, zufällige Begegnungen – zum Beispiel im Kontext der Offenen Jugendarbeit – selten sind. Die Entwicklung von Inklusion in der Jugendförderung zielt deshalb darauf, Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen Zugänge zu und Teilnahme an allen Angeboten und offenen Bereichen der Jugendförderung zu ermöglichen und damit die Wahlmöglichkeiten selbstbestimmter Freizeit für sie und ihre Familien zu erhöhen. Jugendförderung schafft dabei keine speziellen Angebote für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen, sondern bleibt an ihrem Alltag und ihrem Profil orientiert, das sich durch sparsame Interventionen von Fachkräften und die Möglichkeit der Selbstbildung auszeichnet.

Literatur

BMFSFJ (1990): Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Achter Jugendbericht. Online unter: http://www.bmfsfj.de/doku/kjb/data/download/8_Jugendbericht_gesamt.pdf (Zugriff 07.06.2016)

Frey, Anke / Dubiski, Judith (2016): „Völlig egal, wer auf mich zukommt, der hat ein Recht auf seine Freizeit bei uns.“ Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojektes „Inklusion in der Jugendförderung“ (2013-2015) In: Schriftenreihe des Forschungsschwerpunkts Nonformale Bildung. Köln.

Thole, Werner (2000): Kinder- und Jugendarbeit: Eine Einführung. Weinheim: Verlag Beltz Juventa



Anke Frey

TH Köln, Forschungsschwerpunkt
Nonformale Bildung
anke.frey@th-koeln.de



Judith Dubiski

TH Köln, Forschungsschwerpunkt
Nonformale Bildung
judith.dubiski@th-koeln.de



04

SANDRA PAVEK

MODELLPROJEKTE UND
DIE KONSEQUENZEN

Die gleichberechtigte Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung ist mit Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention zur verbindlichen Vorgabe für die Kinder- und Jugendarbeit geworden. Das Kinder- und Jugendministerium NRW hat deshalb drei Modellprojekte initiiert, die sich mit Voraussetzungen und Hürden inklusiver Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit sowie inklusivem erzieherischen Kinder- und Jugendschutz befassten. Die Ergebnisse der Projekte haben wesentlich dazu beigetragen, Leitsätze für die Umsetzung der Inklusion zu formulieren.

Inklusion in der Jugendförderung ist in Nordrhein-Westfalen nicht erst seit Inkrafttreten des Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Behindertenrechtskonvention, UN-BRK) ein wichtiges Thema. Bereits vor dem 26. März 2009 war es Ziel der Kinder- und Jugendhilfe, alle Kinder – ob mit oder ohne Behinderung – optimal in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Ebenso waren Angebote der Kinder- und Jugendhilfe nicht auf Kinder und Jugendliche ohne Behinderung beschränkt. Sie standen grundsätzlich allen Kindern und Jugendlichen offen. Trotz positiver Ansätze musste das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport aber mit Inkrafttreten der UN-BRK konstatieren, dass großer Handlungsbedarf hinsichtlich der inklusiven Öffnung von Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe bestand. Die Gründe dafür waren unterschiedlich. So waren beispielsweise die Berührungspunkte zwischen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung in Schule und daraus folgend auch in Alltag und Freizeit gering. Aber auch vielen Fachkräften und ehrenamtlich Tätigen in der Jugendhilfe fehlte die Erfahrung mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderung. Inklusive Projekte und Angebote entstanden deshalb oftmals allein aus dem Interesse und Engagement einzelner heraus. Sie waren nicht in den Strukturen und Angeboten der Jugendhilfe verwurzelt.

Im schulischen Alltag ist gemeinsames Lernen von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung mit dem 9. Schulrechtsänderungsgesetz vom 05. November 2013 zum gesetzlichen Regelfall geworden. Kinder und Jugendliche, die bereits in der Schule Zeit miteinander verbringen, werden dies nun umso selbstverständlicher auch in ihrer Freizeit wollen. Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe ist es, attraktive Angebote zu schaffen, die Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung gleichermaßen ansprechen.

Förderung von inklusiven Projekten

Um inklusive Angebote und Projekte zu befördern, hat das Kinder- und Jugendministerium deshalb im Kinder- und Jugendförderplan 2013–2017 einen Förderschwerpunkt „Teilhabe von jungen Menschen mit Behinderungen“ verankert. Mit dieser Schwerpunktsetzung war die Erwartung verknüpft, dass über die Förderung entsprechender Projekte mittelfristig eine bessere Öffnung der Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und des erzieherischen Kinder- und Jugendschutzes für die Belange junger Menschen mit Behinderungen gelingt.

Grundsätzliches Anliegen des Kinder- und Jugendministeriums war dabei nicht die Förderung von Einzelprojekten. Ziel war es vielmehr, die nachhaltige Entwicklung von Modellen zu initiieren und zu fördern. Bei den öffentlichen und freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe vor Ort sollte ein Umdenken hin zu inklusiven Strukturen unterstützt werden.

Vor diesem Hintergrund hat das Kinder- und Jugendministerium die drei Modellprojekte zur Inklusion in der Jugendförderung in Zusammenarbeit mit den Landesjugendämtern sowie mit dem Arbeitskreis G 5 (ein Zusammenschluss der Landesorganisationen der Jugendarbeit) und der Technischen Hochschule Köln initiiert, geplant und umgesetzt.

Alle drei Projekte hatten ein gemeinsames Ziel. Träger der öffentlichen und freien Jugendhilfe sollten befähigt werden, ihre Angebote für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen zu öffnen.

Leitsätze für eine erfolgreiche Umsetzung von Inklusion

Die bei den Landesjugendämtern und beim Arbeitskreis G 5 angesiedelten Modellprojekte sind bereits 2015 beendet worden. Das Modellprojekt der Technischen Hochschule Köln läuft noch bis September 2017. Die Ergebnisse und Erfahrungen aus allen drei Modellprojekten zeigen aber bereits jetzt, dass sich allgemeingültige Voraussetzungen und Bedingungen für inklusive Angebote und Maßnahmen formulieren lassen. Grundlegende Erkenntnis ist, dass für eine erfolgreiche Umsetzung von Inklusion in der Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit sowie im erzieherischen Kinder- und Jugendschutz Inklusion als Leitgedanke sowohl in Konzeption, Struktur als auch in der praktischen Arbeit verankert sein muss. Ansonsten ist zu befürchten, dass Inklusion in der Kinder- und Jugendhilfe immer ein Einzelangebot bleibt und nicht zur Selbstverständlichkeit wird.

Vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Modellprojekte hat der Fachbeirat Kinder und Jugendliche mit Behinderungen als Gremium des Inklusionsbeirats NRW Leitsätze für die inklusive Öffnung der Kinder- und Jugendhilfe formuliert. Diese Leitsätze setzen in Konzeption und Struktur sowie der Umsetzung von Angeboten an. Sie benennen Voraussetzungen für die inklusive Öffnung der Kinder- und Jugendhilfe, ohne dabei als statische Vorgaben betrachtet werden zu wollen. Die Leitsätze sind vielmehr entwicklungsfähig. Sie sollen auch zukünftig orientiert an den Erfahrungen anderer Projekte weiterentwickelt werden können.

Um den Leitsätzen zusätzliche Bedeutung zu verleihen und eine größere Öffentlichkeit zu erreichen, hat das Kinder- und Jugendministerium die Leitsätze am 23.6.2016 über den Fachbeirat Kinder und Jugendlichen mit Behinderungen dem Inklusionsbeirat NRW zur Beschlussfassung vorgelegt. Der Inklusionsbeirat NRW ist dem Vorschlag seines Fachbeirates gefolgt. Er hat die Leitsätze einvernehmlich beschlossen. Zugleich hat der Inklusionsbeirat NRW beschlossen, der Landesregierung anzupfehlen, die Leitsätze anzunehmen und diese in geeigneter Weise den freien und öffentlichen Jugendhilfeträgern bekannt zu machen. Inklusion als Thema der Kinder- und Jugendhilfe wird damit stärker in den Fokus von Politik gerückt. Sie erhält zusätzlich an Gewicht.

Fazit und Ausblick

Über die Modellprojekte ist es gelungen, eine Vielzahl von Trägern zu animieren, inklusive Projekte erstmalig zu initiieren. Die Ergebnisse und Rückmeldungen aus den Projekten zeigen die möglichen Stolpersteine für solche Angebote. Sie zeigen aber auch, dass Inklusion machbar und für die Beteiligten eine Bereicherung ist. Durch den Austausch zwischen den Projektbeteiligten und den Transfer der Ergebnisse in verschiedenen Veranstaltungen ist Inklusion zu einem präsenten Thema in der Kinder- und Jugendhilfe geworden.

Das Kinder- und Jugendministerium wird die Umsetzung der UN-BRK für den Bereich der Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit sowie im erzieherischen Kinder- und Jugendschutz auch weiterhin begleiten. Inklusion mag noch nicht durchgängig als selbstverständliche Voraussetzung in der Kinder- und Jugendhilfe angekommen sein. Die Modellprojekte haben aber einen wichtigen Grundstein dafür gelegt, dass die Belange von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung zukünftig mitgedacht werden.



Sandra Pavek

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport NRW
Sandra.pavek@mfkjs.nrw.de

Leitsätze

Inklusion erfolgreich in der Kinder- und Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit sowie im erzieherischen Kinder- und Jugendschutz zu verankern heißt, den inklusiven Leitgedanken sowohl in Konzeption, Struktur als auch in der praktischen Arbeit (Umsetzung) zu verankern. Die Leitsätze setzen somit in allen drei Bereichen an.

Konzeption

Themen und Interessen der Kinder und Jugendlichen in den Vordergrund stellen. Handlungsprinzipien der Jugendförderung wie Offenheit, Freiwilligkeit, Partizipation und Selbstorganisation gelten für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung gleichermaßen.

Zugang zu allen Angeboten und Bereichen der Jugendförderung schaffen, nicht nur zu speziellen Angeboten (Stichwort: selbstbestimmte Freizeit).

Struktur

- Inklusion systematisch politisch verankern (beispielsweise durch Beschlussfassung im Jugendhilfeausschuss, Festschreibung im kommunalen Kinder- und Jugendförderplan)
- Leitungsebene einbinden – Rückhalt durch Leitungsebene
- Inklusion als Querschnittsthema etablieren und Verantwortlichkeiten festlegen
- Prozesse zur Umsetzung von Inklusion organisieren, steuern und begleiten (beispielsweise durch eine dauerhaft eingesetzte Arbeitsgruppe)
- Bestand aufnehmen, Ziele formulieren und überschaubare Anzahl von Projekte entwickeln
- Träger für Umsetzung von Projekten gewinnen (dabei Orientierung an trägerspezifischen Ressourcen)

Steuerung im Dialog mit den Beteiligten

- Netzwerkarbeit und Kooperation einrichten und nutzen – sowohl intern als auch systemübergreifend (bspw. Einrichtungen der Behindertenhilfe, Schule)
- Gute personelle Infrastruktur schaffen. Ggf. (zusätzliches) Personal mit Wissen um behindertenspezifische Bedarfe einsetzen (Fachlichkeit und personelle Ressource – z. B. Assistenzkräfte, Lotsen für Menschen mit Behinderung, medizinisches Personal, Betreuungspersonal mit Behinderung).
- Bedarfsorientierte Fortbildungen ermöglichen, um Fachwissen zu schaffen. Kollegialen Wissens- und Ergebnistransfer ermöglichen und umsetzen.

Umsetzung in der Praxis

- Nicht vor Hürden in der Umsetzung zurückschrecken. Inklusion „einfach“ beginnen und sich entwickeln lassen.
- Ganzheitliche und handlungsorientierte Angebote schaffen, die es allen Kindern und Jugendlichen ermöglichen, ihre Stärken einzubringen. Hierfür gemeinsame Themen und attraktive Angebote als Zugang nutzen.
- Gemeinsame Erlebnisse schaffen, um gegenseitige Unsicherheiten im Umgang abzubauen, Nähe zu erreichen und voneinander zu lernen.
- Bei Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung für gemeinsame Angebote werben.
- Elternarbeit als wichtigen Bestandteil inklusiver Kinder- und Jugendarbeit erkennen und umsetzen.
- Barrieren im Kopf sowie faktische Barrieren erkennen und daran orientiert barrierefreie Angebote mit flexiblen Lösungen schaffen.
- Besondere Bedarfe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen bei der Werbung für und der Umsetzung von Angeboten mitdenken (z. B. Flyer in leichter Sprache, Einsatz von Piktogrammen).
- Zeit für Planung und Abstimmung (ggf. mit externen Partnern) einplanen. Nachhaltige Lösungen finden, die regelmäßige Teilnahme ermöglichen.
- Spezifische Methoden und Materialien einsetzen, um individuelle Lösungen zu finden.

05.

SECHS KOMMUNEN ...

SECHS WEGE



EXPERIMENTIEREN, INTERESSE WECKEN, BEGLEITEN AUSSERSCHULISCHE INKLUSION IM OBERBERGISCHEN KREIS

Kann es uns gelingen, erfolgversprechend für das Thema Inklusion in der Jugendförderung zu werben, wenn wir als öffentlicher Jugendhilfeträger nicht selbst Träger von Maßnahmen und Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit sind? Vermögen wir Kooperationspartner zu gewinnen, mit denen wir gemeinsam beispielhafte Erfahrungen sammeln können? Ist es möglich diese Erfahrungen weiter zu transportieren? Mit diesen Fragen sind wir vor fast vier Jahren in das Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ gestartet. Heute können wir sie mit „ja“ beantworten, da wir höchst engagierte Partner sowie Wege für einen geeigneten Informationstransfer gefunden haben. Doch, reicht das für nachhaltige Veränderungen aus?

NEUGIER, KREATIVITÄT UND ENGAGEMENT ALS GEEIGNETER TREIBSTOFF

Die Angebote in der Kinder- und Jugendarbeit werden im Zuständigkeitsbereich des Kreisjugendamtes zu einem überwiegenden Teil von freien Trägern und dort über die Arbeit der Hauptamtler hinaus häufig von ehrenamtlich tätigen Kräften erbracht. Insoweit liegen weder Dienst- noch Fachaufsicht beim örtlichen öffentlichen Jugendhilfeträger. Die Teilnahme an dem Projekt hätte sich schon darum nicht „verordnen“ lassen. Ein solches Ansinnen widerspräche zudem dem Prinzip der Freiwilligkeit in der Jugendförderung. Uns war daran gelegen, Kooperationspartner auf dem Überzeugungsweg für unser Projekt zu gewinnen. Es sollten weder Erwartungen formuliert werden noch wollten wir lediglich über den Anreiz durch Fördergelder steuern. Wir haben gezielt jene angesprochen, die uns aus der zurückliegenden Zusammenarbeit als interessiert an neuen Themen sowie besonders kreativ und engagiert in ihrem Handeln bekannt sind. Gemeinsam mit ihnen konnten wir nachahmenswerte Beispiele entwickeln und experimentell erproben. Eine Vielzahl aussagekräftiger Informationen haben wir von Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen erhalten, die über Ihre Erfahrungen berichteten und damit das Projekt unterstützen wollten. Sie hatten über die Presse vom Projekt erfahren und von sich aus ihre aktive Mitarbeit angeboten. Sie bildeten innerhalb des Gesamtprojekts eine eigene Gruppe.

DREI EXPERIMENTE UND IHRE GEMEINSAMKEITEN

„INKLUSION IM JUGENDZENTRUM? Machen wir doch schon seit eh und je!“ So lauteten die ersten Reaktionen von Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, als unser Kooperationspartner seine Projekterfahrungen im Arbeitskreis vorzustellen begann. Doch dieses schnelle Urteil geriet ins Wanken. Ein extern moderierter zweitägiger Workshop, an dem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die Geschäftsführung des Trägers, die kooperierende Förderschule und wir vom Kreisjugendamt teilnahmen, eröffnete vor allem den Einrichtungsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern eine neue und erweiterte Sicht auf ihr professionelles Denken und Handeln. Innen- und Außenräume des Jugendzentrums veränderten sich, das Personal vertiefte seine praktischen

Eindrücke durch weitere Fortbildungen, das Einrichtungskonzept wurde um ein Inklusionskonzept erweitert, die Jugendbegegnungsstätte erfuhren Begegnung wirklich neu und reflektiert. Spezifische Veranstaltungen erreichten das Augenmerk der Öffentlichkeit, mit dem Ergebnis, dass seitdem aus der Bevölkerung vermehrt Beratungsanfragen zum Thema Inklusion/Behinderung an das pädagogische Personal gerichtet werden.

Das Betreuerteam der INKLUSIVEN JUGENDFAHRT „feeria“ besteht zum großen Teil aus ehemaligen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die ein besonderes Interesse am Fortbestand ihrer Ferienmaßnahme haben. Viele haben Geschwister mit Behinderung, die ihrerseits dem Teilnehmerkreis angehört oder noch angehört. Die Freizeit findet in dieser Form schon seit 25 Jahren unter verschiedener Trägerschaft statt. Um anderen Trägern das Besondere dieses zeitlich limitierten Zusammenlebens auch emotional erfahrbar zu machen, wurde in Kooperation mit der Film AG e.V. Gummersbach ein aussagekräftiger Film gedreht.¹ Das Betreuerteam bringt sich darüber hinaus qualifiziert und mit Anregungen aus der Praxis in zahlreiche Fortbildungsangebote und Tagungen ein. Eine ehemalige Betreuerin ist Autorin des Schulungsmoduls „Inklusive Pädagogik und Programmgestaltung“.²

Ferienstimmungaktionen sind in den Kommunen des Oberbergischen Kreises traditionell kurze Events unterschiedlicher Anbieter. Viele Kinder, jedoch kaum solche mit Behinderungen, nehmen daran teil und haben ihren Spaß. Das Format eignet sich nicht dazu, dass die Kinder einander in ihren Gemeinsamkeiten und ihrer Unterschiedlichkeit wirklich kennen und schätzen lernen oder gar Freundschaften schließen. Um diese Barriere zu beseitigen wurde am Beispiel der „Kinderstadt“ das inklusive „KINDERDORF HÜCKESWAGEN“ konzipiert, in dem zuletzt mehr als 100 Kindern mit und ohne Behinderungen in einem Zeitraum von zwei Wochen verschiedenen Berufen nachgingen, Ämter übernahmen, miteinander lebten, spielten und arbeiteten – jedes Kind nach seiner Fassung, so wie es konnte und wollte. Im Vorfeld der Veranstaltung wurden behinderte Kinder ausdrücklich eingeladen und willkommen geheißen. Beeinträchtigte Kinder wurden von anderen in der Regel nicht als solche wahrgenommen; wo doch, stand es dem gemeinsamen Miteinander in keiner Weise entgegen. Auch hierzu ist ein Film entstanden, der anschaulich über das Leben im Kinderdorf berichtet. Er wurde zum überwiegenden Teil von Kindern gedreht.³

In allen Projektelementen, in denen es zu längerfristiger Begegnung zwischen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen gekommen ist, konnten Begegnungshemmnisse und Vorurteile abgebaut werden. Alle Beteiligten, die um Äußerung gebeten wurden, haben die Begegnungen als höchst bereichernd beschrieben.

DIE PROFIS IN EIGENER SACHE

Die oben genannte Elterngruppe vermochte aus ihren eigenen Familienerfahrungen im Aufwachsen mit ihren Kindern mit Behinderungen detailliert Auskunft darüber zu geben, in welchen Strukturzusammenhängen inklusive Freizeitangebote außerschulische Inklusion begünstigen und in welchen sie hemmend wirken. Der Umstand, dass fast alle Eltern der Gruppe in diesem Themenkomplex eigeninitiativ nach außen hin tätig sind, lässt erkennen, dass die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention nicht aus sich selbst heraus geschieht. Von positiven unterstützen-

.....
1 www.obk.de/jugendarbeitundinklusion

2 http://www.bag-katholisches-jugendreisen.de/fileadmin/user_upload/Schulungsmodul_Inklusion.pdf

3 www.obk.de/jugendarbeitundinklusion

den Angeboten und Hilfen „habe ich nur durch Zufall erfahren“, lautete eines der wiederkehrenden Resümees der Eltern.

NACHHALTIGKEIT

Wenn sich das Bewusstsein für Inklusion über die Projektlaufzeit hinaus sukzessive in der Trägerlandschaft und der Bevölkerung etablieren soll, kann dies nur gelingen, wenn das Thema gesteuert und mit ausreichenden Personalressourcen hochgehalten wird. Durch die Veröffentlichung der positiven Ergebnisse allein ist Nachhaltigkeit nicht zu gewährleisten. Die Fortentwicklung außerschulischer Inklusion kann nicht nebenbei erbracht werden. Sie ist mit konkreter Aufgabenstellung an mindestens eine Person zu binden. Gelingt dies nicht, geht sie bei der Aufgabenverdichtung in allen Bereichen entweder verloren, rückt in der Prioritätenliste auf die hinteren Ränge oder unterliegt vollständig der Willkür. Sie wird günstigstenfalls von jenen erneut aufgenommen, die sich Inklusion bewusst auf die eigene Fahne schreiben. Es bedarf derer, die professionell auf andere zugehen, sie ermutigen, ihnen Möglichkeiten und Beispiele aufzeigen und sie in den Anfängen der eigenen Umsetzung begleiten. Dazu muss das Thema strukturell verankert werden. Vor allem bedarf es des formulierten politischen Willens respektive des Auftrags an die Verwaltung.



Begegnung in der inklusiven Freizeit „feria“. Foto Peter Schlegel



Jochen Schacht

Kreisjugendamt Oberbergischer Kreis
jochen.schacht@obk.de

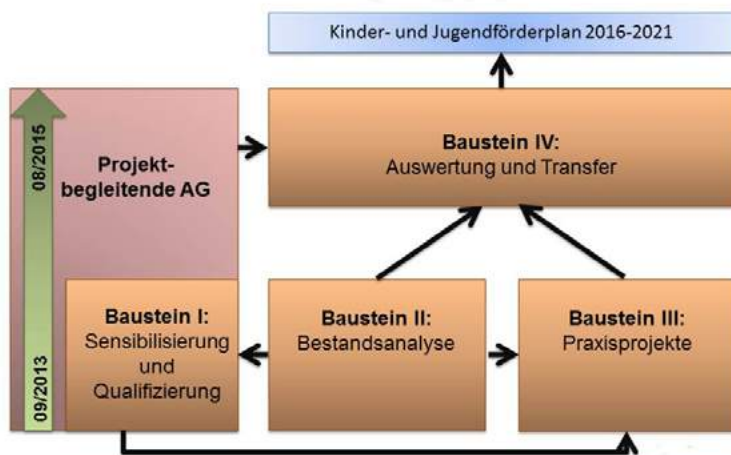
INKLUSION – EIN LANGER WEG! INKLUSION IN DER KINDER- UND JUGENDFÖRDERUNG IN DER STADT GÜTERSLOH

Mit dem Ziel Inklusion in die Kinder- und Jugendförderung zu implementieren, beteiligte sich die Stadt Gütersloh am landesweiten Projekt „Inklusion in der Jugendförderung“. Für die Stadt Gütersloh bot sich die Gelegenheit, die eigenen Vorstellungen von Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung weiterzuentwickeln, die gewonnenen Erfahrungen auf Landesebene zu reflektieren und mit den Erfahrungen der anderen Projektkommunen abzugleichen. Für dieses, für alle Seiten gewinnbringende Verfahren war eine Voraussetzung: Zeit.

Diese Zeit haben wir uns genommen. Das war gleichzeitig eines der Erfolgskriterien auf dem (langen) Weg zur Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung der Stadt Gütersloh. Die Gütersloher Definition des Inklusionsbegriffes bewegte sich im Spannungsverhältnis zwischen einem umfassenden Verständnis der Teilhabe von allen Menschen an der Gesellschaft und einer Fokussierung auf die Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen an Angeboten der Kinder- und Jugendförderung. Das wurde bei den durchgeführten Praxisprojekten deutlich: Mehr Kinder und Jugendliche mit Behinderungen sollten den Weg in die Angebote und Einrichtungen der Kinder- und Jugendförderung finden.

Projektstruktur

Das Projekt „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung in der Stadt Gütersloh“ bestand aus den Bausteinen „Sensibilisierung und Qualifizierung“, „Bestandsanalyse“, „Praxisprojekte“ und „Auswertung und Transfer“. Quer zur Struktur der Bausteine existierten eine Steuerungsgruppe, die die Planung und Organisation des Projektes übernahm, und eine projektbegleitende Arbeitsgruppe.



Das Gütersloher Inklusionsprojekt wird an dieser Stelle nicht in Gänze vorgestellt; das würde den hier gesetzten Rahmen deutlich überschreiten. Diejenigen, deren Interesse mit diesem Bericht geweckt wird, sind herzlich eingeladen, den ausführlichen Projektbericht mit den erarbeiteten Handlungsempfehlungen auf der Internetseite der Stadt Gütersloh nachzulesen (www.guetersloh.de, Suchwort: „Projektdokumentation“). An dieser Stelle soll das Augenmerk auf einige wesentliche Aspekte gelenkt werden.

Inklusion fängt im Kopf an

Neben einer kleinen, aus drei Personen bestehenden Steuerungsgruppe fanden die fachlichen Diskussionen und die Weiterentwicklung in einer projektbegleitenden Arbeitsgruppe statt. Diese bestand aus den Fachkräften, die die insgesamt 11 Praxisprojekte durchführten, und der Steuerungsgruppe. In dieser Arbeitsgruppe wurde sensibilisiert, fortgebildet, reflektiert, weiterentwickelt und ausgewertet. In dem Bewusstsein, dass Inklusion eine Sache der Haltung ist und im Kopf anfängt, wurde mit den beteiligten Fachkräften intensiv die eigene Haltung zum Thema reflektiert. Danach analysierten wir die Struktur der Einrichtungen sowie die vorhandenen Angebote in Bezug auf Teilhabemöglichkeiten. Der kommunale Index für Inklusion, herausgegeben von der Montagsstiftung, war dabei ein wertvolles Instrument der Selbstreflexion. Sowohl die Steuerungsgruppe als auch die durchführenden Fachkräfte waren gleichzeitig Lernende und Projektentwickler. Durch dieses Verständnis entwickelte sich im Laufe des Projektes eine vertrauensvolle, von gegenseitigem Respekt getragene, produktive Atmosphäre. Die Arbeitsgruppe wurde zu einem zentralen Instrument des Projektes und war ausschlaggebend für den Erkenntnisgewinn. Parallel dazu wurden Interviews mit Fachkräften aus verschiedenen Bereichen der Kinder- und Jugendförderung durchgeführt, um die Haltung, die bisherigen Erfahrungen, das vorhandene Wissen und die Bedarfe an Inklusion zu ermitteln. Im Ergebnis hatten die Fachkräfte einerseits einen starken Willen zur Umsetzung von Inklusion, andererseits jedoch auch große Vorbehalte. Sie waren anfangs skeptisch, ob die Bedeutung, die Inklusion im Rahmen des Modellprojektes zugestanden wurde, das Modellprojekt überleben und nicht von anderen gesellschaftlichen Diskussionen überlagert würde. Diese durchaus berechtigten Ängste konnten nie gänzlich ausgeräumt werden. Allerdings dominierte der Spaß an der Aufgabe, Inklusion in die Angebote zu implementieren und Teilhabe für bisherig nicht erreichte Gruppierungen (insbesondere Kinder und Jugendliche mit Behinderungen) zu ermöglichen. Alle hatten das Gefühl, das Richtige zu tun, was durch die positiven Rückmeldungen der Zielgruppe und deren Eltern bestätigt wurde.

Die praktische Umsetzung

Die gründliche Herangehensweise erleichterte die Umsetzung der Praxisprojekte. Als zentraler Baustein des Modellprojektes wurden 11 Praxisprojekte in unterschiedlichen Bereichen der Kinder- und Jugendförderung durchgeführt. Die Palette reichte von der Offenen Jugendarbeit über die Jugendberufshilfe bis zu Angeboten der Behindertenhilfe. In den Praxisprojekten wurden Hemmungen und Ängste überwunden. Es wurden Erfahrungen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen und in Bezug auf deren Lebenswelt gesammelt. In der Praxis wurden Bedarfe deutlicher und einschätzbar und Problemstellungen sichtbar, so beispielsweise der Umgang mit Leistungsorientierung bei Sportangeboten. Rahmenbedingungen wurden diskutiert, wie beispielsweise der Bedarf an zusätzlichen Zeit- und Personalressourcen für die Durchführung der Angebote oder die Frage, ob ein Fahrdienst notwendig sei, um Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen eine Teilnahme zu ermöglichen. Entlang der Bedarfe wurden Netzwerke geknüpft und Kooperationen eingegangen, auch von und mit Trägern der Behindertenhilfe. Die Verbindung

von praktischen Erfahrungen und gemeinschaftlichem Reflektieren und Auswerten dieser Erfahrungen war für die Handelnden und damit für das Gesamtergebnis des Projektes maßgeblich: Die Erfahrungen und Erkenntnisse aus den Praxisprojekten und aus den Diskussionsprozessen wurden in Handlungsempfehlungen zusammengefasst und fließen in den Kommunalen Kinder- und Jugendförderplan der Stadt Gütersloh ein. Diese Empfehlungen sollen Trägern, Einrichtungen und Fachkräften als Hilfestellung bei der Einführung, Entwicklung und Sicherung von Inklusion dienen.

Was wurde nicht erreicht und wie geht es weiter?

Im Rahmen des Projektes ist es nicht gelungen, die Jugendverbandsarbeit als einen wichtigen Bereich der Kinder- und Jugendarbeit in das Projekt einzubinden. Die Bereitschaft der Teilnahme am Projekt seitens einiger angefragter Jugendverbände war zwar vorhanden, aber das auf hauptberufliche Fachkräfte zugeschnittene Projektdesign mit beispielsweise Arbeitssitzungen in den Vormittagsstunden erlaubte es den vorwiegend ehrenamtlich Aktiven der Jugendverbände nicht, verlässlich teilzunehmen. Dieses wird gezielt in einem Folgeprojekt nachgeholt. Durch das Modellprojekt hat es Impulse in unterschiedliche Bereiche der Kinder- und Jugendförderung gegeben. Es wurden allerdings nicht alle Einrichtungen, Träger und Angebote der Kinder- und Jugendförderung erreicht, und die entstandenen inklusiven Angebote sind noch nicht nachhaltig abgesichert. Außerdem wurde im Wesentlichen an Angeboten für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen gearbeitet. Weitere, bisher noch nicht erreichte Zielgruppen im Sinne eines erweiterten Inklusionsbegriffes wurden noch nicht gezielt angesprochen. Nun gilt es, an den Ergebnissen des Modellprojektes weiter zu arbeiten und die positiven Impulse des Projektes zu nutzen. Das wird im Rahmen eines neuen Projektes geschehen.

„Jede Verbesserung von Teilhabe ist gut!“

Auch wenn es in den zwei Jahren der Durchführung des Projektes nicht gelungen ist, Inklusion in Gänze umzusetzen und uns Grenzen der Inklusion aufgezeigt wurden, so wurde in den Projekten mehr Teilhabe von Menschen mit Behinderungen an den Angeboten der Kinder- und Jugendförderung erreicht. Das veranlasste uns dazu, als ein wesentliches Ergebnis des Projektes den Satz zu formulieren: „Jede Verbesserung von Teilhabe ist gut!“ – und damit auch die kleinen Schritte und Erfolge angemessen zu würdigen. Maßgeblich für diesen Erfolg ist die Ausrichtung an den Arbeitsprinzipien der Jugendförderung Offenheit, Freiwilligkeit, Partizipation, Parteilichkeit und Lebensweltorientierung. Diese gute Grundlage für inklusive Angebote sollte auf alle Fälle bewahrt werden.



Jürgen Zöllner

Stadt Gütersloh

Fachbereich Jugend und Bildung

juergen.zoellner@guetersloh.de



Jörg Teckemeier

Stadt Gütersloh

Fachbereich Jugend und Bildung

joerg.teckemeier@guetersloh.de

Handlungsempfehlungen für eine „inklusive“ Kinder- und Jugendförderung

Die Stadt Gütersloh hat in den Jahren 2013 bis 2015 im Rahmen eines landesweiten Modellprojektes das Projekt „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung in Gütersloh“ durchgeführt. In diesem Projekt sind Fachkräfte der Jugendförderung interviewt worden, haben unterschiedliche Träger verschiedene Praxisprojekte durchgeführt und wurden in zahlreichen Arbeitstreffen Erfahrungen aus dem Projekt zusammengetragen, diskutiert, reflektiert und bewertet. Aus den Erfahrungen und Reflexionen im Rahmen dieses Projektes sind die folgenden Handlungsempfehlungen erarbeitet worden. Die Handlungsempfehlungen spiegeln die Einschätzung der beteiligten Fachkräfte wider, was aus ihrer Sicht zu tun, zu bedenken, zu beachten und zu vermeiden ist. Sie beinhalten, was als hilfreich anzusehen ist für eine inklusive Kinder- und Jugendförderung. Die Empfehlungen sollen Trägern, Einrichtungen und Fachkräften dienen, sowohl auf der organisatorisch-administrativen als auch auf der methodisch-praktischen Ebene als Hilfestellung bei der Einführung, Entwicklung und Sicherung von Inklusion in ihren Organisationen und Angeboten.

Vorbemerkungen

Die Implementierung von Inklusion stellt bis zu einem gewissen Grad einen „ganz normalen“ Prozess von Organisationsentwicklung dar. Die folgenden Vorbemerkungen mögen somit auch für eine Vielzahl anderer pädagogischer Projekte zutreffen und haben einen übergeordneten Charakter. Im Verlauf des Projektes hat sich jedoch immer wieder gezeigt, dass diesen Punkten für einen gelingenden Implementierungsprozess eine hohe Bedeutung zukommt.

- **Haben Sie Mut, Inklusion anzugehen!**
Zum Beginn des Projektes „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung in Gütersloh“ haben die meisten Beteiligten zum Teil deutliche Unsicherheiten benannt. Worum geht es genau? Was muss ich anders machen? Kann ich das? Werde ich allen Kindern und Jugendlichen gerecht? Stellen Sie sich darauf ein, dass Sie ebenfalls solchen und ähnlichen Fragen begegnen werden – bei sich selber oder bei Kolleginnen und Kollegen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern etc. Die praktischen Erfahrungen in unserem Projekt haben gezeigt, dass viele Befürchtungen und Sorgen in der konkreten Arbeit gar nicht eintreten und andere sich situativ sehr schnell lösen lassen. Haben Sie Zutrauen in Ihre Erfahrungen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Ihre Arbeit bleibt grundsätzlich die gleiche und Sie werden Ihre Erfahrungen genauso einsetzen und nutzen können wie bisher. Nehmen Sie neue Herausforderungen dabei positiv an, ohne ständigen Schutzgedanken.
- **Haben Sie Geduld, bleiben Sie gelassen und akzeptieren Sie Rückschläge!**
Wenn Sie die Auseinandersetzung mit Inklusion ernst nehmen, werden Ihnen schnell zahlreiche Fragen begegnen, auf die Sie nicht immer sofort eine Antwort haben. Das hat damit zu tun, dass Sie sich in ein für die Kinder- und Jugendförderung allgemein und für Sie persönlich vermutlich relativ neues Feld begeben. Viele Fragen konnten noch nicht geklärt werden, und viele allgemeine Rahmenbedingungen sind noch nicht im Sinne einer inklusiven Jugendförderung stimmig (unterschiedliche gesetzliche Grundlagen, Finanzierungssysteme, Arbeitskulturen etc.). Sie werden also kaum „fertige“ Lösungen finden, sondern müssen Lösungen für Ihre Zwecke individuell entwickeln oder zumindest übertragen. Das braucht Zeit, braucht manchmal Mut und birgt Risiken. Kalkulieren Sie das von vornherein ein und betrachten Sie Korrekturen nicht als Scheitern, sondern als Lernerfolg.
- **Leben Sie mit Widersprüchen!**
Sie werden nicht alle Fragen und Unklarheiten auflösen und beseitigen können. Manches wird Ihnen auch widersprüchlich vorkommen, vielleicht sogar in Ihrem eigenen Tun: Sie möchten versuchen, Menschen weniger zu sortieren nach behindert/nicht behindert, aber wenn Sie sich

- **die „Behinderung“ Ihrer Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht nachweisen lassen, bekommen diese vielleicht nicht die ihnen zustehenden Förder- und Unterstützungsmöglichkeiten?! Sie möchten keinen „Quoten-Rolli“ auf Ihrem Angebotsflyer, haben aber das Gefühl, Menschen mit Behinderungen fühlten sich andernfalls nicht angesprochen usw. Seien Sie nicht zu streng mit sich, Sie werden mit diesen Widersprüchen umgehen können.**
- **Jede Verbesserung von Teilhabe ist gut!**
Wie bereits beschrieben, zeigen bisherige Erfahrungen, dass es kaum möglich erscheint, von Anfang an alles „richtig“ zu machen und alles „wirklich inklusiv“ aufzustellen. Das begründet sich einerseits ganz praktisch dadurch, dass es schlichtweg unmöglich erscheint, alles von Anfang an und gleichzeitig zu bedenken und umzusetzen. Es gibt aber andererseits auch grundsätzliche Erwägungen hierzu: Inklusion kann nicht „fertig“ sein, sondern muss als ständiger Prozess verstanden werden. Die Frage, ob Inklusion bzw. Teilhabe (hinsichtlich bestimmter Bereiche oder Aspekte) erreicht sei, kann daher nie abschließend mit „Ja“, sondern immer nur mit „mehr oder weniger“ beantwortet werden. Daraus folgt, dass Sie sich Ihre Messlatte nicht auf irgendeine abstrakte Zielmarke legen, sondern für sich jeweils bewerten sollten, ob Sie eine Verbesserung der Teilhabe im Vergleich zu einem früheren Zeitpunkt erreicht haben. Mit dieser Perspektive konnten in dem Modellprojekt z.B. auch schnell Diskussionen beendet werden, ob etwaige Angebote etwa „noch integrativ“ oder „schon inklusiv“ seien.
- Abschließend erscheint es uns geboten, darauf aufmerksam zu machen, dass wir die Bewahrung zentraler Strukturmaxime der Jugendförderung für einen wichtigen Punkt halten. Gerade angesichts der Unterschiedlichkeit der Systeme Jugendförderung und Behindertenhilfe und für die eigenen Profilschärfung und Profilstärkung sollte darauf geachtet werden, diese zu erhalten.

In den unterschiedlichsten Erfahrungen während des Projektes hat sich immer wieder gezeigt: Die Jugendförderung ist „gut“ aufgestellt, um Teilhabe zu ermöglichen. Jugendförderung ist nicht schon immer und „von alleine“ bereits inklusiv, aber sie ist in den meisten Fällen ziemlich nah dran. Jugendförderung bringt eine überaus förderliche und lang gepflegte Arbeits- und Organisationskultur mit, die dies befördert. Insbesondere einige grundsätzliche Arbeitsprinzipien oder „Strukturmaxime“ der Jugendförderung gilt es vor diesem Hintergrund zu bewahren:

- **Offenheit** der Angebote und Einrichtungen für alle Kinder und Jugendlichen, der Angebotsstruktur (Teilnahme auch ohne Anmeldung, Mitgliedschaften etc.), der Zugänglichkeit (auch, was die Kosten angeht) sowie der Themen und Inhalte,
- **Freiwilligkeit** aller Angebote und Leistungen,
- **Partizipation** der Kinder und Jugendlichen bei der Auswahl und Gestaltung der Angebote sowie der Ausgestaltung und Durchführung,
- **Parteilichkeit** mit Kindern und Jugendlichen gegenüber anderen Beteiligten (Schulen, Sozialbehörden, Eltern, anderen Erwachsenen, ...), besonders im Fall von Interessenskonflikten,

Lebensweltorientierung, also an den konkreten Erfahrungen, Wahrnehmungen und Perspektiven und Alltagswelten der Kinder und Jugendlichen ansetzend und auf deren Interessen und Bedürfnisse bezogen.

Handlungsempfehlungen

In den folgenden Empfehlungen haben wir uns bemüht, die wesentlichen Erfahrungen aus dem Projekt für mögliche Nachahmer zusammenzustellen und aufzubereiten. Dabei handelt es sich überwiegend um Konsens-, manchmal aber auch um Mehrheitspositionen und kompromisshafte Formulierungen der Beteiligten. Gewisse Ambivalenzen in manchen Formulierungen und abweichende Positionen haben wir versucht, bewusst aufzunehmen und auf diese hinzuweisen. Bei den Empfehlungen geht es uns nicht darum, ob sie „richtig“ oder „falsch“ sind; sie stellen vielmehr die Sichtweise einer bestimmten Gruppe (der projektbegleitenden AG) dar und sind somit notwendigerweise subjektiv. Im Aufbau sind einzelne Doppelungen, Überschneidungen und Redundanzen

nicht ganz vermeidbar, um jede einzelne Empfehlung für sich verständlich und abschließend formulieren zu können.

1. „Inklusive Kulturen schaffen“¹

1. Machen Sie das Recht auf Teilhabe öffentlich!

Inklusion ist ein Menschenrecht! Vielen Menschen ist dieser Umstand nicht bekannt oder bewusst. Häufig sind auch gut gemeinte Argumentationen zu beobachten, die versuchen, Inklusion damit zu begründen, dass „Andere“/„die Gesellschaft“ davon profitiere, wenn Behinderte besser an der Gesellschaft teilhaben könnten, und sich das auch rechne. Aber was wäre, wenn dies mal nicht der Fall sein sollte und Inklusion uns tatsächlich etwas kostet? Wäre sie dann weniger erstrebenswert?

Machen Sie sich diesen Umstand bewusst, werben Sie dafür und klären Sie auf. Menschenrechte müssen nicht verdient werden, sie gehören zum Menschsein dazu, für jeden Menschen.

2. Setzen Sie sich mit Ihrer Haltung auseinander!

Setzen Sie sich selber mit Inklusion auseinander und initiieren Sie eine Auseinandersetzung in Ihrem Team, Ihrer Organisation, bei Ihrem Träger. Was bedeutet für Sie Inklusion? Wie stehen Sie dazu? Wo sehen Sie Chancen, wo Risiken? Wo haben Sie schon mal Ausgrenzung und Behinderung erlebt? Was möchten Sie tun, um (mehr) Teilhabe zu ermöglichen? Überprüfen Sie sich selbst: Wo nehmen Sie Ausgrenzung wahr, wie empfinden Sie „Verschiedenheiten“, was macht Sie unsicher, welche Berührungsängste haben Sie vielleicht selber, ...?

Entscheidend ist die Auseinandersetzung mit dem Thema an sich und dass Sie und Ihre Kolleginnen und Kollegen überhaupt versuchen, eine persönliche Haltung zum Thema zu entwickeln. Sie können niemals veranlassen, dass andere eine inklusive Haltung entwickeln, aber Sie können eine Auseinandersetzung und Reflexion anregen. Besonders geeignet für solche Reflexionen sind Fragen. Fragen regen zum Nachdenken an und schaffen Neues. Jedes Nachdenken über eine Frage bringt eine gedankliche Weiterentwicklung mit sich. Als Instrument und Anregung eignen sich wunderbar verschiedene Indexe:

- der „Index für Inklusion“:
Boban, Ines / Hinz, Andreas (2003): Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. In der originalen, englischsprachigen Fassung entwickelt von Tony Booth und Mel Ainscow.
s. <http://www.eenet.org.uk/resources/docs/Index%20German.pdf>.
- der „Kommunale Index für Inklusion“:
Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hg.) (2011): Inklusion vor Ort – Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. Berlin.
s. <http://www.montag-stiftungen.de/jugend-und-gesellschaft/projekte-jugend-gesellschaft/projektbereich-inklusion/inklusion-vor-ort2/praxishandbuch-ivo.html>
- Arbeitshilfe Offene Jugendarbeit
Oskamp, Anke (2012): Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit: Anforderungen an die Praxis, Praxischeck. (= Im Blickpunkt, Arbeitshilfen für Träger und Leitung in der offenen Jugendarbeit.
s. <http://inipreis13.pjw-nrw.de/progs/doku/inipr13/content/e5931/e7826/e8992/IMBLICK-PUNKT-Inklusion2013.pdf>

.....
1 Die Gliederung aus „Inklusive Kulturen schaffen“, „Inklusive Praktiken entwickeln“ und „Inklusive Strukturen etablieren“ lehnt sich an den „Index für Inklusion“ an. Vgl. Boban, Hinz 2003.

- „Index für Inklusion im und durch Sport“

Deutscher Behindertensportverband e.V. (Hg.) (2014): Index für Inklusion im und durch Sport: Ein Wegweiser zur Förderung der Vielfalt im organisierten Sport in Deutschland. Fechen. s. http://www.dbs-npc.de/tl_files/dateien/sportentwicklung/inklusion/Index-fuer-Inklusion/2014_DBS_Index_fuer_Inklusion_im_und_durch_Sport.pdf

Ihr Wille und Ihre Haltung sind entscheidend für den Verlauf Ihrer Praxis! In der Praxis hat es sich als förderlich gezeigt, einen gemeinsamen Leitgedanken zu entwickeln. Das gibt allen Beteiligten Orientierung und motiviert (besonders in einer Modellphase).

3. Reflektieren Sie Ihre eigenen Strukturen und Praxis!

Wir haben häufig die Erfahrung gemacht, dass wir uns kaum darüber bewusst sind, inwieweit wir Teilhabe von Kindern und Jugendlichen in unserer Arbeit manchmal erschweren oder sogar verhindern. Dies geschieht in der Regel nicht bewusst und geplant und bleibt von uns selber unbemerkt. Gerade in der Jugendförderung gestalten wir unsere Angebote zumeist offen, es kann also eigentlich jede und jeder kommen. Aber kennen auch tatsächlich alle unsere Angebote, fühlen sie sich angesprochen und erwünscht, fällt es ihnen leicht, zu uns zu kommen? Auch für die Analyse der eigenen Strukturen und Praxis sind Indexe sehr geeignet (s.o.).

4. Führen Sie Schulungen und Fortbildungen durch!

Neben einer entsprechenden Haltung bedarf Inklusion auch eines bestimmten Mindestmaßes an Wissen: Was ist mit Inklusion gemeint? Wie entstehen und verlaufen Teilhabe- und Ausgrenzungsprozesse? Wodurch werden Kinder und Jugendliche beeinträchtigt? Usw., usw. Der Grat zwischen Faktenwissen, Erfahrungswissen und Reflexions- und Bewertungswissen ist dabei häufig schmal. Das schadet aber nicht, im Gegenteil: Eine Diskussion und damit auch bald eine Reflexion stellen sich erfahrungsgemäß sehr schnell zu den genannten Themen ein. Dann ist es vorteilhaft, nicht nur einen Austausch der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zuzulassen, sondern dafür explizit Zeiten und Räume einzuplanen. In mehreren Praxisprojekten konnten auch sehr gute Erfahrungen mit Schulungen von Honorarkräften und Ehrenamtlichen gemacht werden.

5. Ermöglichen und fördern Sie einen (kontinuierlichen) Austausch unter Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern / Kolleginnen und Kollegen!

Eine Auseinandersetzung mit Inklusion und die Entwicklung einer Haltung dazu sollten nicht auf besonders dafür angesetzte Termine und entsprechend formale Settings beschränkt bleiben (Schulungen, Fortbildungen, ...). Offene Fragen und Herausforderungen ergeben sich vor allem in der praktischen Tätigkeit, und hier sollte auch die Möglichkeit bestehen, sich relativ zeitnah hierzu auszutauschen. Wenn Sie eine Leitungs- bzw. anleitende Funktion haben (auch z.B. gegenüber Ehrenamtlichen), fragen Sie offensiv nach den Erfahrungen Ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Seien Sie neugierig.

II. „Inklusive Praktiken entwickeln“

1. Schaffen Sie Zugänge und Möglichkeitsräume!

Das gemeinsame Interesse an einem Thema oder einer Tätigkeit sind ideale Rahmenbedingungen für Partizipation und Teilhabe. Schaffen Sie Möglichkeitsräume, die zugleich Schutz-, Wohlfühl- und Experimentierräume für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind. Hierfür sind vor allem Offenheit, Einfühlungsvermögen und Sensibilität wichtig. Das gemeinsame Interesse am Thema ist umso bedeutender, je heterogener und größer die (Ziel-)Gruppe ist. Gerade durch die gemeinsamen Interessen kommt es zu Begegnungen.

In den Praxisprojekten haben sich manche Themen als besonders geeignet gezeigt:

- spiel- und sportpädagogische Angebote, in denen zunächst der Spaß und die Freude am (gemeinsamen) Tun im Vordergrund stehen und gruppendynamische Prozesse initiieren,
- kunst- und kulturpädagogische Angebote, die besondere Möglichkeiten für die individuelle Entfaltung und den persönlichen Ausdruck beinhalten, und
- der Einsatz von Tieren bzw. tierpädagogische Angebote, die sich vor allem eignen, um schnell Beziehungen herzustellen und Emotionen zu wecken.

2. Ermöglichen und nutzen Sie Begegnung und Beziehungen!

Eine wichtige Ressource einer inklusiven Praxis ist unserer Erfahrungen nach die persönliche Begegnung der Menschen, von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen, Beeinträchtigungen oder Benachteiligungen, Fachkräften und Trägervertretern. Die persönliche Begegnung schafft entsprechende Erfahrungen und führt zum Nachdenken über das eigene Tun und die eigenen Sichtweisen.

Bemühen Sie sich bei der Begegnung um ein Klima des Aufeinander-Zugehens, einer offenen Haltung, der Akzeptanz und Toleranz. Machen Sie Vielfältigkeit und Verschiedenheit erfahrbar. Kinder und Jugendliche sind in der persönlichen Begegnung häufig direkter und weniger vorsichtig als Erwachsene. In den Praxisprojekten hat dies jedoch überwiegend zu einer offeneren und direkteren Begegnung geführt, wo die beteiligten Erwachsenen manchmal dazu neigten, übervorsichtig zu agieren.

3. Gehen Sie aktiv auf die (neuen) Zielgruppen zu!

Wenn Sie feststellen, dass Sie bisher bestimmte Jugendliche nicht (gut) erreicht haben, betreiben sie aktiv und spezifisch Werbung für ihr Angebot. Kinder und Jugendliche nutzen nur dann Ihre Angebote, wenn sie sich auch angesprochen und eingeladen fühlen.

In dem Projekt „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung“ waren dies vor allem Jugendliche mit Behinderungen/Beeinträchtigungen, die besser einbezogen werden sollten. In vielen Praxisprojekten wurde daher z.B. aktiv Werbung über Förderschulen oder Träger der Behindertenhilfe gemacht. Andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Projektes empfanden dieses Vorgehen aber auch als unangemessen hervorhebend und somit nicht inklusiv. Hierzu sollten Sie eine eigene Haltung finden und darauf Ihre Werbemaßnahmen abstellen.

4. Machen Sie Vielfältigkeit und Anderssein offensiv zum Thema!

Begleiten Sie die Kinder und Jugendlichen aktiv, sprechen Sie von sich aus mögliche Bedenken und Unsicherheiten an und greifen Sie Fragen offensiv auf. Unsere praktischen Erfahrungen haben gezeigt, dass sich so am besten ein „normaler“ Umgang miteinander (wieder) einspielt. Jugendliche wollen wissen, warum andere Jugendliche „so sind“, „das haben“ oder „sich so verhalten“. Wenn sie eine ernstnehmende Erklärung dafür erhalten, schafft das am ehesten Verstehen und Akzeptanz. Machen Sie in ihrer alltäglichen Kommunikation „Verschiedenheit“ und „Anderssein“ zum Thema und somit zur Normalität ganz im Sinne des häufig zitierten Ausspruchs: „Es ist normal, verschieden zu sein.“

5. Beachten Sie die individuellen Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen und finden Sie individuelle Lösungen!

Wenn es in einer inklusiven Jugendförderung Ziel ist, Jugendliche in ihrer Individualität und mit ihren individuellen Bedürfnissen wahrzunehmen und einzubinden, sind über alle organisations- und einrichtungsbezogenen Konzepte hinaus immer auch individuelle Einzellösungen und Angebote erforderlich. Inklusion bedeutet, diese Angebote jedem Einzelfall konkret anzupassen, so dass jede und jeder Jugendliche sie wahrnehmen kann. Wenn Barrieren für die Teilhabe wahrgenommen werden, gilt es, Lösungen zu deren Überwindung zu finden. Nicht immer sind

diese Barrieren sofort offensichtlich. Achten Sie auch während Ihrer Angebote und Projekte auf Barrieren. Nicht immer sind die Barrieren an sich zu beseitigen, dann gilt es kreativ und pragmatisch bei deren Überwindung zu sein (Personentransport organisieren, Rollstuhl über eine Schwelle tragen, nonverbale Kommunikation bei Sprachbarrieren ...).

6. Planen Sie bei Ihren Aktionen und Angeboten genügend Zeit ein!

Wenn Sie versuchen, auch sehr heterogene Gruppen in Ihre Angebote einzubinden und dabei den individuellen Bedürfnissen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer weitgehend gerecht zu werden, wird dies einen höheren Zeitaufwand bedeuten. Sie werden mehr Zeit dafür benötigen, in der Vorbereitung darauf zu achten, mögliche Barrieren zu vermeiden und zu überwinden, und Sie werden während ihrer Angebote mehr Zeit in die Begleitung und Betreuung einzelner Kinder und Jugendlicher investieren müssen.

7. Planen Sie Angebote so, dass sie schnell veränderbar sind!

Bei noch so guter Planung werden Sie feststellen, dass manches anders läuft als vorgesehen. Das sind Sie aber grundsätzlich aus ihrer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gewohnt. Je größer die individuellen Unterschiede in einer Gruppe und je mehr Sie darauf versuchen Rücksicht zu nehmen, desto ausgeprägter wird das jedoch so sein. Wenn Sie das von vornherein einkalkulieren und innerlich darauf eingestellt sind, wird es umso leichter sein, entsprechend offen und flexibel in der konkreten Situation zu agieren.

8. Schaffen Sie Möglichkeiten der Mobilität!

Für viele Kinder und Jugendliche besteht eine erhebliche Barriere darin, dass es für sie nicht oder nur außerordentlich schwer ist, bestimmte Angebote und Einrichtungen zu erreichen. Gründe dafür liegen sowohl in entsprechenden individuellen (z.B. körperlichen) Beeinträchtigungen als auch in sozialen Benachteiligungen (schwierige finanzielle Bedingungen, wenig Unterstützung durch das Elternhaus, nicht alleine fahren dürfen, ...). In mehreren Praxisprojekten konnten sehr gute Erfahrungen mit der Einrichtung von Fahrdiensten gemacht werden. Hierüber konnten zahlreiche Jugendliche, die sonst nicht teilgenommen hätten, in Angebote eingebunden werden. Es gibt allerdings auch kritische Haltungen zu Fahrdiensten: Werden durch diesen besonderen Service nicht auch Kinder und Jugendliche diskriminiert? Bedeutet Lebensweltorientierung nicht auch, die Angebote zu den Jugendlichen zu bringen und nicht umgekehrt? Wie ist ein solches Angebot zu finanzieren? Wo sind Grenzen?

9. Nutzen Sie bei Bedarf Eltern und ihr Wissen!

Die Expert/innen für ihre Interessen und Bedürfnisse sind die Kinder und Jugendlichen selbst. Manche haben jedoch Schwierigkeiten, diese zu artikulieren und auszudrücken. Dann sind deren Eltern und Erziehungsberechtigte, aber auch Geschwister, Freundinnen und Freunde häufig hilfreich und können stellvertretend und anwaltschaftlich Auskünfte geben. Nutzen Sie diese Ressource.

Beachten Sie allerdings, dass die Bedürfnisse und Interessen von Kindern und Jugendlichen und deren Eltern nicht immer deckungsgleich sind und sich auch widersprechen können. Wo Eltern manchmal aus Sorge eher auf den Schutz ihrer Kinder bedacht sind, legen die Kinder vielleicht mehr Wert auf das Dabeisein und Mitmachen und reklamieren für sich auch ein Recht darauf, sich weh zu tun und dreckig zu machen. Beides ist legitim und nachvollziehbar, kann sich aber sehr wohl in der praktischen Jugendförderung widersprechen.

10. Lassen Sie Leistung und Konkurrenz zu!

Der Wettbewerb mit- und untereinander gehört genauso zur Entwicklung junger Menschen wie zu unserer Gesellschaft insgesamt. Leistung und Konkurrenz sind Bestandteil unseres

Bildungs-, Sozial- und Wirtschaftssysteme ebenso wie in Spiel, Sport und Freizeit. Einen angemessenen Umgang damit zu erlernen, gehört zu den wichtigen Sozialisationsaufgaben junger Menschen. In Ihren Angeboten in der Jugendförderung müssen Sie immer einen Umgang und auch einen angemessenen Ausgleich unter den Beteiligten finden. Dies gilt auch dann, wenn Menschen mit sozialen und individuellen Beeinträchtigungen und Benachteiligungen beteiligt sind, egal ob sie z.B. weniger intelligent, weniger sportlich, körperlich beeinträchtigt sind. Diese Aufgabe ist also für Sie nicht neu, aber sie fällt auch nicht weg und ist zu beachten. Im Vordergrund sollte aber immer – wie auch sonst in der Jugendförderung – der Prozess, der Spaß und die persönliche Erfahrung und Entwicklung stehen, nicht die Leistung der Jugendlichen.

III. Inklusive Strukturen etablieren

1. Machen Sie sich Gedanken über Nachhaltigkeit!

Wenn Sie sich Inklusion als einem für Sie neuen Thema widmen, werden Sie mit irgendetwas anfangen müssen. Dafür werden Sie vielleicht besondere Mittel in Ihrem Budget reservieren oder vielleicht auch Zuschüsse oder Spenden erhalten haben. Wenn Sie Inklusion ernst nehmen, werden Sie „danach“ nicht aufhören oder abbrechen können, sondern haben eine Entwicklung angestoßen, die Ihre Organisation, Ihren Verein, Ihre Einrichtung verändert. Sie wecken vielleicht auch Erwartungen bei den Kindern und Jugendlichen, weil Sie neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer erreicht und/oder diese vielleicht besonders unterstützt haben. Können Sie dieses Angebot aufrechterhalten? Wie geht es weiter nach einem ersten Versuch? Sie werden auch hier nicht sofort Antworten auf diese Fragen finden, bemühen Sie sich aber, sie im Blick zu behalten.

2. Versuchen Sie Inklusion in Strukturen zu verankern!

Bei allem Neuen besteht die Gefahr, dass es schnell (wieder) verloren geht, wenn Sie es nicht in die Struktur einbinden, also sozusagen in die normale Ordnung der Dinge und Bestandteile Ihres Trägers, Vereins, Teams, ... Um den Inklusionsprozess am Leben zu halten, muss dieser auf der Strukturebene verankert werden. Dazu kann z.B. gehören, dass Sie möglichst Personal für Inklusion zur Verfügung stellen. Zusätzliches Personal und zusätzliche Geldmittel sind natürlich in der Regel wünschenswert, aber selten vorhanden. Für eine Start-/Versuchsphase sind manchmal Förder- und Projektmittel erhältlich und hilfreich. Eine Verankerung in der Struktur kann aber auch über eine (neue) Zuordnung von Aufgaben und Zuständigkeiten geschehen. Schaffen Sie Zeitstrukturen durch entsprechendes Personal, durch Aufgabenzuteilung, aber auch durch wiederkehrende Zeiten zur Auseinandersetzung mit dem Thema. Schaffen Sie (Zeit-)Räume, in denen Inklusion thematisiert und der Prozess reflektiert wird. Machen Sie z.B. „Aktuelles zum Thema Inklusion“ zu einem regelmäßigen TOP Ihrer Dienstbesprechungen und Teamsitzungen. Und planen Sie möglichst etwas mehr Zeit als üblich für die Vor- und Nachbereitung ein. Sie können sich auch bestimmte Prüffragen angewöhnen, die Sie sich regelmäßig stellen, z.B. im Rahmen Ihrer Jahres- und Veranstaltungsplanungen: Mit welchen Angeboten erhöhen wir die Teilhabe? Das alles kostet Ressource, zahlt sich aber besonders am Anfang in der Qualität aus. Im Rahmen des Projektes erwies sich die Einrichtung einer Arbeitsgruppe Inklusion als zentrales Element.

3. Nutzen Sie das Wissen und die Erfahrung der Behindertenhilfe!

Wenn Sie versuchen, Ihre Angebote inklusiv zu gestalten, werden Sie (auch) mit Kindern und Jugendlichen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen und Behinderungen zu tun haben bzw. bekommen. Jugendhilfe und Behindertenhilfe sind historisch bedingt sehr unterschiedlich gewachsen und unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht. In der Behindertenhilfe existieren jedoch ein umfangreiches Wissen und viel Erfahrung in der Arbeit mit diesen Kindern und

Jugendlichen. Fachkräfte, die in diesem Bereich tätig sind, wissen, worauf bei bestimmten Behinderungen in der Praxis zu achten ist, und kennen auch mögliche Hilfe- und Unterstützungsmöglichkeiten. Dieses know how stellt eine hilfreiche Ressource für die Jugendförderung dar, weshalb eine enge Kooperation unbedingt empfohlen werden kann. Über diesen Weg können zudem häufig auch materielle Unterstützungsmöglichkeiten für einzelne Kinder und Jugendliche verfügbar gemacht werden.

Insbesondere da, wo Menschen mit Behinderungen bisher über Angebote der Behindertenhilfe umfassend unterstützt und begleitet werden, haben die entsprechenden Träger zumeist auch einen sehr guten Zugang zu dieser Zielgruppe. Zudem bieten sich Kooperationen an, weil auch Träger der Behindertenhilfe in der Regel ein hohes Interesse daran haben, die klassische Trennung und Versäulung der Systeme aufzubrechen und noch mehr Menschen mit und ohne Behinderungen in gemeinsamen Angeboten zusammenzubringen. Um die Kooperation entwickeln zu können, bedarf es Zeit zum offenen Austausch und zum Kennenlernen. Sie sollte in Anerkennung der „Anderen“ und deren je eigener Fachlichkeit gestaltet werden.



Jürgen Zöllner

Stadt Gütersloh
Fachbereich Jugend und Bildung
juergen.zoellner@guetersloh.de



Andreas Reinhold

Stadt Gütersloh
Fachbereich Jugend und Bildung
andreas.reinhold@guetersloh.de



Jörg Teckemeier

Stadt Gütersloh
Fachbereich Jugend und Bildung
joerg.teckemeier@guetersloh.de

INKLUSION IN DER JUGENDFÖRDERUNG 2013 – 2015 IN DER UNIVERSITÄTSSTADT SIEGEN

Die Universitätsstadt Siegen hat im Rahmen des Modellprojekts „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung“ die Arbeit in der Jugend(verbands)arbeit (§11 und §12 KJHG) und Jugendsozialarbeit (§13 KJHG) inklusiv vorangetrieben. Ziel war Kindern und Jugendlichen mit intensiven Bedarfen den Zugang zu Angeboten und Maßnahmen der Jugendförderung zu ermöglichen, indem diese entsprechend weiterentwickelt und gestaltet werden. In den konkreten Bereichen des Modellprojektes ist es der Universitätsstadt Siegen gelungen, Inklusion als ein festes Merkmal der Arbeit einzuführen bzw. insbesondere das Bewusstsein für Inklusion so zu schärfen, dass bestehende Strukturen langfristig immer weiter verändert werden, um Inklusion möglich zu machen.

Umsetzungsschritte

Parallel zur Umsetzung des Modellprojektes hat die Universitätsstadt Siegen gemeinsam mit dem Kreis Siegen-Wittgenstein einen Inklusionsbericht für die Region Siegen-Wittgenstein erarbeitet. Dieser wurde im August 2014 über den Kreis Siegen-Wittgenstein mit dem Titel „Siegen-Wittgenstein macht sich auf den Weg - Inklusion ist unsere Herausforderung“ veröffentlicht. Für die Aufnahme des gemeinsamen inklusiven Planungsprozesses von Kreis Siegen-Wittgenstein und Universitätsstadt Siegen wurden eine Regie- und Steuerungsgruppe, eine Kommission und insgesamt sieben Arbeitsgruppen in den Bereichen „Arbeit, Ausbildung und Beschäftigung/Bauen und Wohnen/Bildung/Mobilität/Freizeit und Kultur/Politische und gesellschaftliche Teilhabe/Prävention, Rehabilitation, Gesundheit und Pflege“ gebildet. Die Arbeitsgruppe „Bildung“ setzte sich zudem aus den Unterarbeitsgruppen „Kinder- und Jugendarbeit/Kindertageseinrichtungen/Schule/Weiterbildung, VHS/Universität“ zusammen. In den Arbeitsgruppen waren Mitarbeiter von Kreis- und Stadtverwaltung, fachkundige lokale, zivilgesellschaftliche und politische Akteure sowie Partner aus den Städten und Gemeinden, Bildungseinrichtungen, Vereinen und Verbänden, Wohlfahrts- und Sozialverbänden und Initiativen vertreten. Ein zentrales Ziel lag zunächst darin, in den unterschiedlichen Arbeitsbereichen zu erheben, wie inklusiv Siegen auf Kreis- und Stadtebene schon ist bzw. aus vielen Perspektiven eingeschätzt wird. Es sollten Erkenntnisse über vorhandene und schon jetzt inklusive Lebensbereiche sowie über bestehende Barrieren gewonnen werden. Daneben sollte das Thema Inklusion bereits zu diesem Zeitpunkt stärker in die öffentliche Aufmerksamkeit in Siegen gerückt werden. Für diese Vorhaben erarbeitete die Universitätsstadt Siegen in Kooperation mit dem Kreis Siegen-Wittgenstein einen allgemeinen Fragebogen, der in allen Arbeitsgruppen eingesetzt und in den einzelnen Arbeitsbereichen jeweils an einen großen Verteilerkreis versandt wurde.

Insbesondere aus den Arbeitsgruppen „Bildung“ und „Freizeit und Kultur“ wurden wichtige Planungsgrundlagen für das Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ entnommen. Netzwerke und Kooperationen wurden durch die Landesförderung nachhaltig gestärkt. Ein wichtiger Netzwerkpartner war unter anderem INVEMA e.V. Dieser Verein setzt sich „für Inklusion und

Integration Menschen mit Behinderungen in allen Lebensbereichen (unabhängig ihrer Beeinträchtigung) und die Verbesserung der Lebensumstände sowohl der Menschen mit Behinderungen als auch ihrer Angehörigen ein“ (aus der homepage des Vereins). Er hat regelmäßige Vernetzungstreffen durchgeführt, an denen die unterschiedlichen Akteure aus der Kinder- und Jugendarbeit sowie Eltern von Kindern mit Einschränkungen teilgenommen haben. Der Stadtjugendring war bei diesen Treffen immer vertreten und hat auch dort das Modellprojekt vorgestellt.

Jugendverbandsarbeit durch den Stadtjugendring e.V.

Die Jugendverbandsarbeit ist von ihrem Grundsatz und Selbstverständnis her inklusiv und sieht sich als ein Angebot für alle Kinder und Jugendlichen. Seit 2013 beteiligte sich der Stadtjugendring Siegen an dem Modellprojekt. Im Rahmen einer jährlichen Jugendpflegestatistik hat der Stadtjugendring alle verantwortlichen Vereine nach ihrer Einschätzung des Ist-Standes von inklusiver Jugendarbeit in ihren Vereinen befragt. Ziel war es, die Förderrichtlinien so zu ändern, dass Hürden für Menschen mit Einschränkungen jeglicher Art weiter abgebaut werden. In der Modellphase wurden im Zeitraum von 2013 bis 2015 mehrere Maßnahmen gefördert und finanziell unterstützt, wie zum Beispiel eine Skifreizeit, eine Jugendbegegnung, eine Kinderferienwoche „Rund um die Welt“, eine Kanu- und eine Skifreizeit durch einen Kinder- und Jugendtreff der Universitätsstadt Siegen. Es hat sich herausgestellt, dass es wichtig ist, den Inklusionsbegriff bei der Kinder- und Jugendarbeit von seinem Bezug zu Menschen mit Behinderung zu lösen und zu einem umfassenden Prinzip des gesellschaftlichen Umgangs mit Vielfalt zu erweitern. Die Inklusionsperspektive sollte sich demnach nicht „nur“ auf Kinder und Jugendliche mit Behinderungen beschränken, sondern Inklusion in der Kinder- und Jugendarbeit als eine Haltung gegenüber allen Kindern und Jugendlichen betrachten, egal ob es sich um Kinder und Jugendliche mit einer körperlichen Behinderung, Finanzproblemen, einem Migrationshintergrund, mit Verhaltensauffälligkeiten oder anderen Merkmalen handelt, die zu einer Benachteiligung des einzelnen führen können und dann einer zusätzlichen Unterstützung bedürfen.

Jugendsozialarbeit

Kooperationspartner war der freie Träger Katholisches Jugendwerk Förderband Siegen-Wittgenstein e.V. mit mehreren Projekten im Rahmen der Jugendsozialarbeit. Das Katholische Jugendwerk Förderband hat in Kooperation mit der DPSG (Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg) in der Modellphase „Inklusion in der Jugendförderung“ das Projekt „Baucamp“ durchgeführt. Die Baucamps waren bislang ein Angebot an Förderschüler mit dem Förderschwerpunkt Lernen, die durch die praktische Erprobung ihrer Fähigkeiten in der Berufsorientierung unterstützt werden sollten. Dabei wurden die jungen Menschen von Fachleuten und einem Team von Ehrenamtlichen angeleitet. Das inklusive Baucamp im Diözesanzentrum Rüthen versuchte im Rahmen einer gemeinsamen Aktion zusätzlich mit Pfadfindern eine neue gemeinsame Erlebnisebene zu schaffen. Insgesamt hat sich gezeigt, dass sowohl die Jugendlichen aus dem Bereich der Förderschule als auch die Pfadfinder sehr zufrieden waren. Durch die Teilnahme an dem Projekt Baucamp konnte das Zusammenleben und das gegenseitige Kennenlernen gestärkt werden.

Praxisbeispiel

In der Zeit vom 26. Dezember 2013 bis zum 3. Januar 2014 veranstaltete die Evangelische Jugend eine Wintersportfreizeit nach Österreich. Es war eine Freizeit, die für alle offen war, für Kinder,

Jugendliche und junge Erwachsene. Erstmals war Lukas mit von der Partie. Er ist 8 Jahre alt und hat eine Parese (komplexes Krankheitsbild mit Spastik in den Beinen und Entwicklungsverzögerung). Insbesondere bei den täglichen Bedürfnissen braucht Lukas Hilfestellung, so beim Toilettengang und beim Anziehen insbesondere von Hose, Strümpfe und Schuhe.



Fotos: Lukas wird von einem Skilehrer betreut. Zudem war die Inklusionshelferin auf Abruf zugegen.



Foto: Behinderte und nicht behinderte Kinder auf der Skipiste

Lukas war während der Freizeit gut in die Gruppe integriert. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten und dem Freizeitprogramm nahm er teil (bis zur Bettzeit der Kinder), und auch mit den anderen Kindern spielte er ausgelassen. Durch die Landesmittel des Modellprojektes konnte für Lukas eine Inklusionshelferin zur Verfügung gestellt werden. Sie hat ihn während der Ferienfreizeit betreut und unterstützt. Aufgrund seiner körperlichen Leistungsfähigkeit konnte er täglich ca. drei Stunden am Nachmittag einen Rolli-Skikurs besuchen. Die Inklusionshelferin war eine wertvolle, unerlässliche Unterstützung für Lukas und eine große Entlastung für das Team.

Ausblick

Die Universitätsstadt Siegen ist stark in die kreisweite Umsetzung des angestoßenen inklusiven Planungsprozesses eingebunden. Eine stadtinterne „AG Inklusion“ steuert diese.

Die Vernetzung mit INVEMA e.V. und weiteren Netzwerkpartnern wird in den nächsten Jahren weiter vorangetrieben, da es nur über den Austausch zwischen den verschiedenen handelnden Akteuren und Eltern zu einer Weiterentwicklung kommen kann. In Bezug auf den Kinder- und Jugendförderplan 2014–2020 wird es eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Thema Inklusion im Rahmen eines Wirksamkeitsdialoges geben. Verknüpft wird dieser Dialog vor Ort mit dem Thema „Qualitätsentwicklung“ (§§ 79, 79a SGB VIII), die im Zuge des Bundeskinderschutzgesetzes als gesetzliche Änderung in das SGB VIII eingeführt wurde. Die Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Stadt Siegen haben seit dem letzten Kinder- und Jugendförderplan ihre Konzeptionen und konkreten Angebote deutlich in Richtung des inklusiven Ansatzes weiterentwickelt. In Kooperation mit dem Stadtjugendring e.V. wird jährlich ein abwechslungsreiches Ferienprogramm für Kinder und Jugendliche in Siegen erarbeitet. Die unterschiedlichsten Aktivitäten und Freizeiten werden in der Broschüre „Ferienspaß“ abgebildet und beworben und mit Hinweis auf die Möglichkeit einer „inklusive/intensiven Betreuung“ ausgeschrieben und dementsprechend konzipiert. Dieses Angebot einer inklusiven/intensiven Betreuung soll künftig weiter ausgebaut werden, damit die Angebote des Ferienspaßes für alle Kinder und Jugendlichen in Siegen gleichermaßen zugänglich und möglich sind. Insgesamt ist es in der Universitätsstadt Siegen auf verschiedensten Ebenen gelungen, Inklusion als Strukturprinzip zu implementieren und die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass der inklusive Gedanke sich langfristig in allen Bereichen des öffentlichen Lebens mehr und mehr verstetigt.



Angelika Bohn

Universitätsstadt Siegen

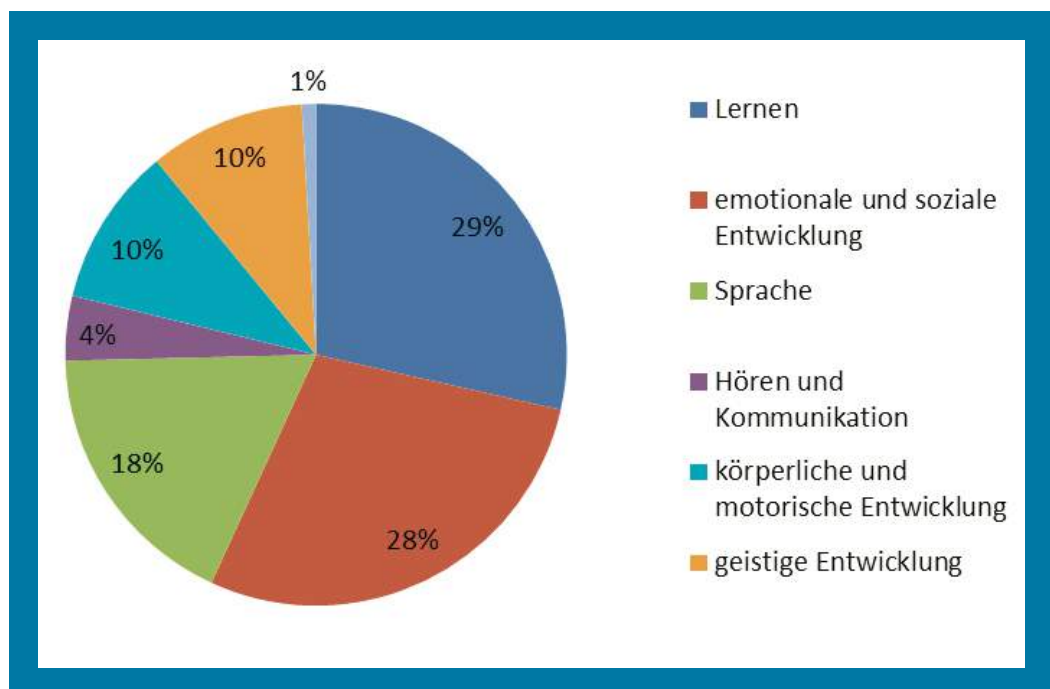
Fachbereich 5 - Stabsstelle Sozial-, Jugendhilfe-
und Bildungsplanung

An.Bohn@siegen.de

PROJEKTSTANDORT KÖLN: BARRIEREFREIHEIT IN DEN HERZEN UND KÖPFEN

Strukturelle Verankerung von Inklusion in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Die Stadt Köln verfügt über 72 Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in neun Stadtbezirken. Zu Beginn des Projektes war es ein Ziel, in jedem Stadtbezirk eine Jugendeinrichtung mit inklusivem Angebot vorhalten zu können. Ca. 4% aller Kinder und Jugendlichen im Alter von 6 bis 18 Jahren im Stadtgebiet weisen eine Behinderung auf. Zählt man die Schülerinnen und Schüler der Förderschulen Lernen mit, sind es 7,1%.



Grafik 1: Prozentualer Anteil von Kindern mit verschiedenen Förderbedarfen in Köln nach Daten der Jugendhilfeplanung der Stadt Köln aus dem Jahr 2015. (simone merg gestaltung)

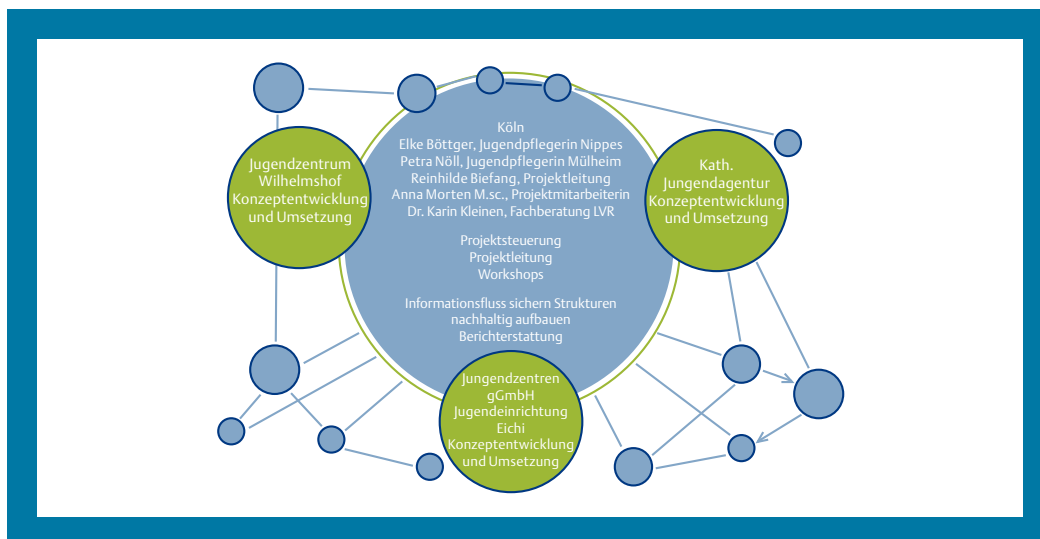
Der inhaltliche Schwerpunkt des Modellprojektes in Köln lag auf der strukturellen Implementierung von Inklusion in der offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA). Drei Einrichtungen beteiligten sich unmittelbar an dem Projekt und formulierten dazu jeweils ihre Schwerpunkte. Die Kath. Jugendagentur gGmbH, Haus der Jugend in Köln-Höhenhaus legte den Fokus ihrer Arbeit auf eine Analyse des Sozialraumes. Die Jugendeinrichtung EICHI in Köln-Zollstock (Mitglied der Jugendzentren gGmbH) wählte Partizipation von Jugendlichen im offenen Bereich zu ihrem Schwerpunkt. Elternarbeit wiederum stand im Zentrum der Jugendfarm Wilhelmshof e.V.

Gemeinsames Ziel aller Standorte wie des gesamten Projekts war es, Inklusion als Richtschnur für Planungen und praktische Umsetzung zu verfestigen und somit die Kernfrage im Blick zu behalten: „Wie wird die OKJA inklusiv?“

Projektsteuerung

Das Projekt gliederte sich in Workshops, Praxisprojekte, Darstellung und Auswertung der Ergebnisse der Praxisprojekte im Rahmen von Netzwerktreffen sowie der Berichterstattung im Ausschuss für Kinder Jugend und Familie, insbesondere im Arbeitskreis gemäß §80 SGBVIII und der Öffentlichkeitsarbeit. Die Aufgaben der Steuerungsgruppe lagen in der Auswahl von Einrichtungen, die sich unmittelbar über Praxisprojekte an dem Modell beteiligten, ferner in der Vorbereitung und Durchführung von Workshops, die sich an sämtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller Einrichtungen der OKJA wandten, in der Vorbereitung eines Projektgruppentreffens in Köln sowie der Erstellung einer Broschüre zur Repräsentation des Projekts und der Einrichtungen in der Öffentlichkeit.

Die Praxisprojekte wurden bei der Konzeptentwicklung und Umsetzung durch das Jugendamt begleitet. Die Jugendpflegen der Bezirke garantierten dabei den Informationstransfer zwischen der Steuerungsgruppe, den beteiligten Einrichtungen und den bezirklichen Netzwerken.



Grafik 2: Projektstruktur (simone merg gestaltung)

Strukturelle Verankerung

Das Modellprojekt wurde in der Jugendpflegerunde sowie in den Konferenzen und Netzwerken der neun Stadtbezirke vorgestellt und diskutiert. In den sozialräumlich verankerten Arbeitskreisen Jugend der Stadtteile steht der Punkt Inklusion regelmäßig auf der Tagesordnung. Über die Jugendpflegen erhält das Thema Inklusion auch Einzug in die Stadtbezirkskonferenz, die Stadtteilkonferenzen, die Jugendkonferenzen und die Sozialraumkonferenz. Das Thema Inklusion wird im Kinder- und Jugendförderplan differenziert fortgeschrieben.

Eine regelmäßige Berichterstattung zum Thema Inklusion erfolgte über den Inklusionsplan an Kölner Schulen, den Inklusionsbericht des Behindertenbeauftragten der Stadt Köln, die Jugendhilfepflegeplanung, den Bildungsbericht sowie diverse Ausschüsse (Bezirksvertretungen 1–9, Jugendhilfe, Schule, Diversity, Soziales, Integrationsrat, Gesundheit und die Stadtarbeitsgemeinschaft Behindertenpolitik). Als besonders positiv auf der strukturellen Ebene ist zu erwähnen, dass das Thema Inklusion dezernatsübergreifend stärker in das Blickfeld aller Akteure gerückt werden konnte.

Workshops

Regelmäßig wurden Workshops durchgeführt, die der Fortbildung der Träger und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller Jugendeinrichtungen (§11–14 SGB VIII) dienen. Hier wurden die folgenden Themen behandelt:

- Kommunalen Index für Inklusion, Arbeit mit dem Praxishandbuch der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft: Unsere Kommune als Wohn- und Lebensort, Inklusive Entwicklung unserer Organisation und Kooperation und Vernetzung in unserer Kommune.
- Inklusion in der Jugendförderung – Jugendhilfe trifft Behindertenhilfe (siehe Beitrag Monika Storm in dieser Broschüre).
- Inklusion in der Jugendförderung – Was braucht das Team?
- Inklusion inklusive Eltern – Inklusion in der Jugendförderung

Projektgruppentreffen

In den Projektgruppentreffen wurden als Erfolgsfaktoren für das Gelingen der Inklusion in der offenen Kinder- und Jugendarbeit Achtsamkeit, das Bestehen eines Schutzraums, der regelmäßige Austausch über Erfolge und Schwierigkeiten sowie die Vernetzung mit allen bedeutenden Akteuren im Stadtteil definiert. Zusammen mit den – gelebten – Grundsätzen der Kinder- und Jugendhilfe, wie Niederschwelligkeit, Offenheit, Partizipation, Sozialraumorientierung und Freiwilligkeit, machen sie das Profil der OKJA aus und sind ein starkes Fundament auch für zukünftige Herausforderungen. Herausforderungen wurden in der Sozialraumorientierung, also der wohnortnahen inklusiven Arbeit in Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, in der Entmystifizierung der Inklusionsthematik, dem Transfer des erworbenen Fachwissens zum Thema Inklusion und der Motivation anderer Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit für das Thema gesehen und nicht zuletzt im Umgang mit einer neuen Zielgruppe: den Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung.

Die drei Praxisprojekteinrichtungen

Die Auswahl der drei Praxisprojekteinrichtungen am Standort Köln erfolgte auf Grundlage folgenden Kriterien:

- Gesucht wurden offene Kinder- und Jugendeinrichtungen, die nicht auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung spezialisiert sind,
- wohl aber erste Erfahrungen bei der Durchführung von Stadtranderholungen in Kooperation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe gesammelt haben und diese vertiefen wollten.
- Die Einrichtungen sollten unterschiedliche Trägerstrukturen aufweisen und innerhalb der Projektphase unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte verfolgen.
- Schließlich sollten sich die ausgewählten Einrichtungen im Stadtgebiet verteilen.

Als Erfolgsparameter für das Gelingen des Projektes wurden festgesetzt, dass

- die Jugendlichen die Einrichtungen und die Mitarbeitenden kennen,
- das Angebot durch die Jugendlichen wahrgenommen wird
- die Jugendlichen füreinander Verantwortung übernehmen
- Gruppenangebote gemeinsam mit den Jugendlichen entwickelt werden

Jugendfarm Wilhelmshof e.V.

Die Jugendfarm Wilhelmshof weist durch ihr ländliches Angebot und das Vorhandensein von Tieren eine hohe Attraktivität für Kinder und Jugendliche auf. Das Ziel dieser Einrichtung im Rahmen des Modellprojektes war es, allen Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung Zugang zu den Angeboten der Einrichtung zu gewährleisten. Praktisch sollte dies über die Installation und Etablierung von Elternarbeit, erfolgen. Im Rahmen des Modellprojektes wurde ein inklusives Familien-Café eingerichtet. Das inklusive Familien-Café wurde rege besucht und zum Austausch untereinander genutzt. Eine Expertengruppe von der Lebenshilfe Köln besuchte die Jugendfarm und führte einen Einrichtungsscheck durch, um Barrieren zu identifizieren. Das große naturnahe Gelände am Stadtrand von Köln stellt eine großartige Ressource dar. Die Jugendfarm Wilhelmshof konnte durch die Teilnahme als Praxiseinrichtung am Modellprojekt Inklusion eine inklusive Kultur, inklusive Strukturen und inklusive Praktiken erfolgreich etablieren. Zukünftig finanziert die Stadt Köln eine zusätzliche halbe Personalstelle.



Jugendeinrichtung Eichi (Träger Jugendzentren gGmbH)

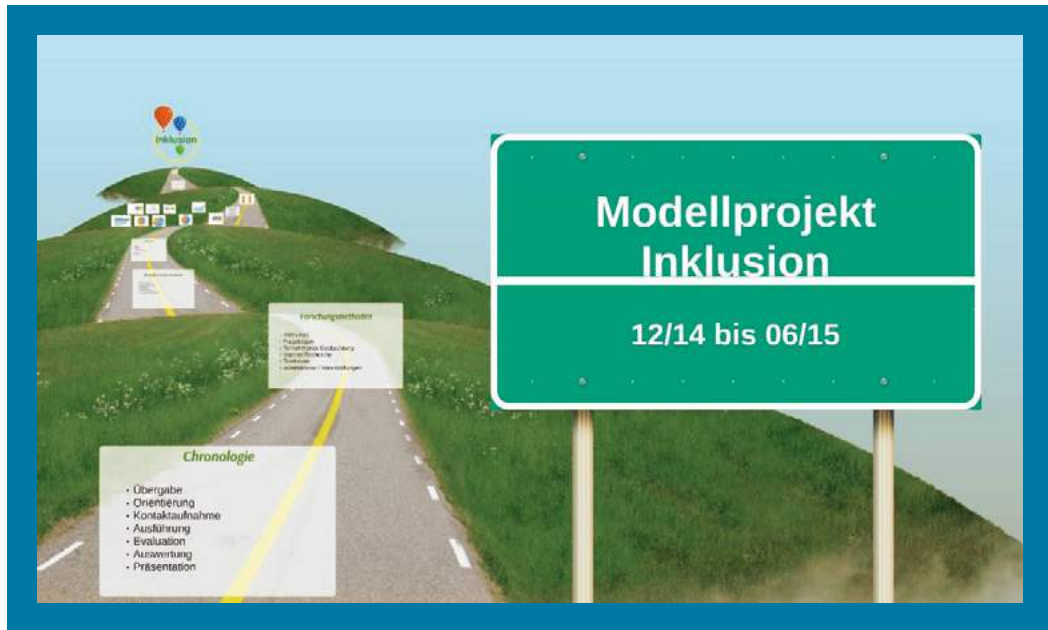
Die Jugendeinrichtung Eichi kooperiert in den Sommerferien mit der Lebenshilfe Köln e.V. und im Rahmen des offenen Ganztages mit einer Förderschule. Ein Projektziel der Einrichtung war es, eine sozialraumorientierte Ausrichtung zu entwickeln. Konkret sollten eine Anbindung aller Kinder und Jugendlichen an den offenen Bereich und die inklusive Gestaltung der alltäglichen Abläufe erreicht werden. Schwierigkeiten zeigten sich im Umgang und der Kommunikation mit den Eltern Jugendlicher mit Behinderungen. Hier galt es, Erfahrungen zu sammeln und auf ein wachsendes beidseitiges Verständnis hin zu arbeiten. Der Workshop „Basics für die Elternarbeit“ wurde hier entwickelt.



OT Haus der Jugend (Träger katholische Jugendagentur)

Das Konzept der OT Haus der Jugend ist sozialräumlich ausgerichtet. Die Angebote stehen allen Jugendlichen mit und ohne Behinderung offen. Die Einrichtung führte im Sommer eine Stadtranderholung in Kooperation mit der Lebenshilfe Köln durch. Im Anschluss an die Ferienfreizeit nahmen Jugendliche mit Behinderung regelmäßig an den offenen Angeboten der Einrichtung teil. Die Ziele der OT Haus der Jugend im Rahmen des Modellprojekts Inklusion waren das Aufspüren von Barrieren, die Etablierung von Beteiligungsmöglichkeiten, die Vernetzung mit anderen Akteuren im Bereich der Inklusion sowie die grundsätzliche Offenheit für alle Jugendlichen mit und ohne Behinderung zu realisieren.





Grafik 3: Darstellung des Ablaufes der Interviews (Lars Korff, 2015). (simone merg gestaltung)

In zehnminütigen Interviews mit Jugendlichen mit Behinderung und ihren Eltern wurden qualitative und quantitative Daten erhoben. Die Gesprächsprotokolle wurden in einem weiteren Schritt systematisch ausgewertet. Die so gewonnenen Erkenntnisse wurden und werden der Planung von Maßnahmen zugrunde gelegt.

Fazit

Verbesserungswürdige Aspekte und Lösungsvorschläge: Die eigenständige Anfahrt bzw. der Transport hin zu den Einrichtungen gestaltet sich für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen häufig schwierig. Ihre Eltern haben nicht immer Zeit oder die Möglichkeit, sie in die jeweilige Einrichtung zu bringen. Als ein möglicher Lösungsansatz für diese Problematik wurde die Idee der Lotsen entwickelt. Angedacht ist, dass Kinder und Jugendliche aus der betreffenden Einrichtung Patenschaften für andere Kinder und Jugendliche übernehmen und sie beispielsweise in die Einrichtung begleiten. Dazu wird im Rahmen der Mitarbeiterschulungen (JULEICA) ein Modul „Inklusion“ entwickelt. Eltern von Kinder und Jugendlicher mit Behinderungen sind aufgrund des ständigen Einsatzes für ihr Kind, aber auch aufgrund des Fördersystems der Behindertenhilfe auf individuelle Förderangebote geprägt. Die OKJA mit ihren offenen und zielgruppenbezogenen Kontexten erzeugt Unsicherheiten, welche sich nur durch Transparenz, Kennenlernen, Kommunikation und Beteiligung abbauen lassen. Für Eltern ist es wichtig, das Angebotsprofil der Einrichtungen zu kennen; sie wollen einschätzen können, ob und inwiefern die OKJA auch Schutzraum für Kinder und Jugendliche sein kann.

Manche Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen zeigten eine Tendenz zur Überfürsorglichkeit, was den Umgang mit Ihnen, besonders vor dem Hintergrund des Ideals der Jugendeinrichtung als „Elternfreie Zone“, erschwerte. In Abhängigkeit der Behinderungsform hat sich die Inklusion im offenen Bereich für Kinder und Jugendliche mit starkem Betreuungsbedarf als eher schwierig erwiesen. Es hat sich gezeigt, dass konkrete Unterstützungsbedarfe im Vorfeld gemeinsam mit den Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen ermittelt werden müssen. Dies beansprucht Zeit, Kommunikationsbereitschaft, Einfühlungsvermögen und Kennt-

nis der Lebenswelt sowohl auf Seiten der Mitarbeitenden als auch der Eltern von Kindern- und Jugendlichen mit Behinderungen .

Positive Aspekte: Alle Projekteinrichtungen konnten im Projektzeitraum einen Zuwachs an Jugendlichen mit Behinderungen verzeichnen. Die Inklusion unter den Jugendlichen funktionierte größtenteils problemlos. Der Umgang miteinander und die Kommunikation der Kinder und Jugendlichen mit und ohne Behinderung untereinander verliefen reibungslos. Die Anwesenheit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen wirkte sich positiv auf das Verhalten aller Jugendlichen aus. Die Erfahrungen der Praxisprojekte mit den diversen Kooperationspartnern (u.a. Lebenshilfe Köln, Sportvereinen, Geschwister Scholl Haus) waren sehr positiv. Die offene Kinder und Jugendarbeit erwies sich durch ihre offene Struktur dennoch nur in Teilen prädestiniert für Inklusion.

Bereits bestehende Netzwerke und Kooperationen haben sich im Projektzeitraum gefestigt und konnten ausgeweitet werden. Das Thema Inklusion konnte auf struktureller Ebene an allen relevanten Stellen erfolgreich implementiert werden. Für ein Gelingen der Inklusion haben sich Transparenz und Kooperation auf allen Projektebenen als besonders wichtige Faktoren herauskristallisiert.

Zudem waren sich alle Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer einig, dass es sich bei der praktischen Umsetzung von Inklusion im Arbeitsalltag um einen ständig andauernden Prozess handelt, der nicht an einem festen Punkt als abgeschlossen definiert werden kann. Anhand der Erfahrungen in den Praxisprojekten lassen sich allgemeingültige Grundlagen für eine inklusive Jugendarbeit ableiten:

Inklusion in der offenen Kinder- und Jugendarbeit kann nur dann gelingen, wenn sie von Kindern und Jugendlichen selbst gewollt ist und die Rahmenbedingungen eine praktisch gelebte Inklusion ermöglichen.



Reinhilde Biefang

Stadt Köln

Amt für Kinder, Jugend und Familie

reinhilde.biefang@stadt-koeln.de

VIELFÄLTIGES DORTMUND – EINE INKLUSIVE STADT FÜR KINDER UND JUGENDLICHE

Der Begriff Inklusion wird in Dortmund recht weit definiert und orientiert sich nicht nur an der UN-Behindertenrechtskonvention, sondern möchte möglichst alle Menschen mit ihren eigenen Bedürfnissen in den Blick nehmen. Mit dem Projekt „Vielfältiges Dortmund – eine inklusive Stadt für Kinder und Jugendliche“ im Rahmen des Modellprojektes Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung der Landesjugendämter Westfalen-Lippe und Rheinland entwickelte die Kinder- und Jugendförderung der Stadt Dortmund ihre Angebote für junge Menschen im Sinne der 2009 verabschiedeten UN-Behindertenrechtskonvention weiter und leitete einen umfassenden Paradigmenwechsel ein.

Der kommunale Kinder- und Jugendförderplan 2011–2014 der Stadt Dortmund erhob bereits „Vielfalt und Inklusion“ zu einem Postulat, und in der 2013 durch den Rat der Stadt verabschiedeten Konzeption der Kinder und Jugendförderung wurde dies dann explizit als Anspruch formuliert und mit Maßnahmen verbunden. Der Begriff der Inklusion bedeutet für die Arbeit mit jungen Menschen in der Kinder- und Jugendförderung nicht wirklich etwas Neues, sondern eine konsequente Weiterentwicklung des Anspruches, jeden jungen Menschen teilhaben zu lassen, der teilhaben möchte. Um unter diesem Blickwinkel möglichst viele neue Erfahrungen zu sammeln und diese Erkenntnisse für die Kinder und Jugendlichen der Stadt weiterzuentwickeln, beschritt Dortmund parallel zwei Wege.

Auf der einen Seite wurden, finanziert durch die Mittel aus dem Modellprojekt, Workshops und Aktionen in mehreren Jugendfreizeitstätten gemeinsam mit den Besucherinnen und Besuchern sowie Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartnern entwickelt. Unter dem programmatischen Titel „Vielfältiges Dortmund – eine inklusive Stadt für Kinder und Jugendliche“ wurden vier, zum Teil aufeinander aufbauende Teilprojekte initiiert. Über sie wollte die Kinder- und Jugendförderung des Jugendamtes der Stadt Dortmund den Inklusionsgedanken spielerisch und praxisnah mit Kindern und Jugendlichen entwickeln, umsetzen und erlebbar machen. Zielgruppe waren Schülerinnen und Schüler verschiedener Schulformen der Stadtbezirke (Förderschulen mit den Schwerpunkten Geistige und Körperlich-motorische Entwicklung, Haupt- und Sekundarschule, Realschule, Gymnasium) sowie Besucherinnen und Besucher der Jugendfreizeitstätten – alle zwischen dem 10. und 18. Lebensjahr. Begleitet und unterstützt wurden die einzelnen Projektphasen durch Fachkräfte der offenen Kinder- und Jugendarbeit, durch Kooperationspartner, freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, durch Mitwirkende aus dem Bereich Wissenschaft sowie durch die Behindertenbeauftragte der Stadt. Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen Stadtbezirken sollten bei verschiedenen Aktivitäten Vielfalt und Toleranz erleben. Gemeinsame Gruppenerlebnisse und Gruppenerfahrungen standen im Vordergrund dieser Praxisprojekte.

Auf der anderen Seite wurde durch einen Arbeitskreis zusammen mit Expertinnen und Experten ein neuer Handlungsleitfaden für die Kolleginnen und Kollegen in der städtischen Kinder- und Jugendförderung entwickelt und beraten. Er gilt jeweils für eine Periode des Kinder- und Jugend-

förderplans, soll danach überprüft, bei Bedarf überarbeitet und den aktuellen Gegebenheiten und Erfordernissen angepasst werden. Festgehalten ist hier auch das Grundverständnis der städtischen Kinder- und Jugendförderung, Interessenvertreter für alle jungen Menschen zu sein. Nach den Grundlagen des SGB VIII setzt sie sich für gesellschaftliche Teilhabe und positive Lebensbedingungen junger Menschen ein. Ihre Aufgabe ist es daher, Inklusion als Thema der Kinder- und Jugendarbeit aufzugreifen und umzusetzen.

Hier schließt sich der Kreis zu den oben skizzierten Praxisprojekten, die diese Grundsätze lebendig werden lassen. Denn damit ein inklusives Miteinander nachhaltig gelingen kann, bedarf es einer Bewusstseinsbildung, die wiederum auf unmittelbare Erfahrung und Begegnung angewiesen ist. Vielfalt muss gelebt werden, Fremdes muss vertraut (gemacht) werden.

Im Folgenden werden die Praxisprojekte kurz vorgestellt.

Projekt „grenzenlos feiern“

Am 28.03.2015 und am 23.10.2015 fanden wie bereits in den Jahren zuvor die Inklusionsdiscos der Kinder- und Jugendförderung in Kooperation mit verschiedenen Einrichtungen der offenen Arbeit für Kinder und Jugendliche sowie der Dortmunder Lebenshilfe statt. Die Discoververanstaltung im März stand unter dem Motto „Let`s Rock – Schwarz & Weiß“. Hier hatten die Besucher der Disco die Möglichkeit, an verschiedenen Aktionen in den Räumlichkeiten des Fritz-Henßler-Hauses, einem kommunalen Jugend- und Begegnungszentrum in Dortmund, teilzunehmen. Spaß, Musik und Tanz standen im Vordergrund der Veranstaltung. Die Unterschiedlichkeit der Besucherinnen und Besucher trat dabei in einen bedeutungslosen Hintergrund. Am 23.10.15 fand ebenso erfolgreich die Inklusionsdisco mit dem Titel „Let`s Rock – Halloween“ statt. Auch dieser Event sorgte für große Begeisterung und eine hohe Besucherzahl, zumal die Geister die Unterstützung von Maskenbildnern erhielten und in schrillen Kostümen feierten.

O-Töne der Besucher/innen

“ KRASSE STIMMUNG
Marvin 16 Jahre

“ EASY GUT
Kim 13 Jahre

“ KANN RUHIG
LÄNGER DAUERN
Sehrat 15 Jahre

“ GRUSELFOTOS ECHT
GRUSELIG
Nadine 23 Jahre

“ COOLE
VERANSTALTUNG
Sebastian 14 Jahre



“ WIE SCHÖN, DASS
ALLE ZUSAMMEN
SPASS HABEN
Murat 15 Jahre

Statistik

- Während des Projektzeitraums haben insgesamt 929 Besucherinnen und Besucher teilgenommen.
- Es fanden sechs Veranstaltungen statt.
- 827 Besucherinnen und Besucher, davon 413 mit geistiger Beeinträchtigung und 96 aus der Flüchtlingseinrichtung Mergelteichstraße, nahmen an den Kompaktphasen teil.
- Altersgruppe von 14 bis 21 Jahren; 49% weiblich, 51% männlich

Projekt „Inklusives Kochbuch“

Aus dem Wunsch der jungen Menschen, gemeinsam zu kochen, entstand in Kooperation der Jugendeinrichtungen aus drei Stadtbezirken das Kochbuch „Kochen mit allen Sinnen“. Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung haben es nicht nur gemeinsam entwickelt, sondern auch jedes Rezept ausgiebig ausprobiert, getestet und natürlich auch gekostet. Das allein macht dieses Buch schon besonders, aber die Kinder und Jugendlichen möchten es möglichst vielen Menschen zugänglich machen und deshalb erscheint es in drei verschiedenen Ausgaben, als „normales“ Kochbuch, als Kochbuch in einfacher Sprache und als Koch-Hörbuch. Das Kochbuch findet sich als Download unter: https://www.dortmund.de/de/leben_in_dortmund/familie_und_soziales/jugendamt/downloads_jugendamt/index.html



Bewegen und Erleben

Ein Erlebnis ist ein unerwartetes, die Alltäglichkeit durchbrechendes Ereignis, das zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt führt. Erlebnisse werden gleichzeitig mit allen Sinnen wahrgenommen. Absichtsvoll eingesetzt und reflektiert kann das Erlebnis in pädagogischen Programmen als Grund- und Ausgangslage für Lernen genutzt werden. Erfahrung entsteht aus der Verarbeitung und Verinnerlichung von Erlebnissen und setzt einen Bewusstseins- und Lernprozess voraus. Hierdurch kann eine Umdeutung und Umwertung aus eigener Erkenntnis stattfinden. Dadurch können Erfahrungen gespeichert und erinnert werden.

Diese Grundannahme lag einer Kompaktphase innerhalb des Modellprojektes zugrunde, in der es schwerpunktmäßig um Bewegung, Kreativangebote, Erleben in der Natur, gemeinsames Kochen und Einmachen von Marmeladen ging. Die gemeinsamen Gruppentreffen fanden immer dienstags, in der Zeit von 15:00 Uhr bis 18:00 Uhr, statt. Die Schülerinnen und Schüler der Mia Lobe Schule, einer Förderschule mit dem Schwerpunkt Geistige Entwicklung, wurden nach dem Unterricht abgeholt und zur Freizeitstätte gebracht. Dazu wurden der städtische Bus und ein Taxi eingesetzt. Da die Anzahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stieg, wurde nach kurzer Zeit ein Großraumtaxi gebucht. Während des gesamten Projektzeitraums haben kontinuierlich 13 Kinder der Schule teilgenommen. Mit größerem Bekanntwerden des Projektes nahmen auch Kinder mit Behinderungen teil, die dann von ihren Eltern, der Familienhelferin oder den Betreuerinnen und Betreuern der Wohngruppe gebracht und abgeholt wurden. Die Konzeption des Projekts sah zunächst auch vor, die Kinder nach dem Treffen nach Hause zu bringen. Bei den Überlegungen wurde aber nicht berücksichtigt, dass die Kinder aus unterschiedlichen Sozialräumen kommen. Bei der Strukturierung wurde schnell klar, dass einige Schülerinnen und Schüler über zwei Stunden im Bus gesessen hätten. Daher wurde mit den Eltern vereinbart, ihre Kinder abzuholen. Während des Projektverlaufs wurden die Kontakte zu den Eltern wichtiger Bestandteil.

Durch diese intensive Zusammenarbeit entwickelten sich schnell weitere grundlegende Bedarfe, z.B. adäquate Betreuungen während der Ferienzeiten. Deshalb installierte die Jugendfreizeitstätte Eichlinghofen in allen Ferien jeweils eine einwöchige Kompaktphase. Vor allem die gemeinsamen Übernachtungen fanden bei allen Kindern großen Anklang. Während des gesamten Projektzeitraums konnte festgestellt werden, wie bedeutend Rituale für die Kinder waren. Wurde ein Ritual ausgesetzt, reagierten die Kinder mit Unsicherheit. Dies gilt aber auch für die Kinder, die keine geistige Behinderung haben. Die wöchentlichen Projekttreffen hatten somit immer die gleiche Struktur. Spiel- und Bewegungsangebote auf dem Außengelände bei jeder Witterung waren sehr beliebt.

Eine zusätzliche Herausforderung für das Projekt ergab sich, als im Stadtteil Hombruch Flüchtlinge zuzogen. Deren Kinder im Alter von 5–14 Jahren konnten schrittweise in das Projekt integriert werden. Zusätzlich wurden sie an manchen Tagen von den Eltern begleitet. Hier bekommt das Thema Inklusion noch einmal eine besondere Bedeutung.

Statistik

- Während des Projektzeitraums haben insgesamt 1.819 Kinder teilgenommen.
- Es fanden 65 Projektstage mit 1.040 Teilnehmern statt.
- Sieben Kompaktphasen fanden in den Schulferien statt.
- 779 Kinder, davon 413 mit geistiger Beeinträchtigung und 46 aus der Flüchtlingseinrichtung Mergelteichstraße, nahmen an den Kompaktphasen teil.
- Altersgruppe von 7 bis 15 Jahren; 48 % weiblich, 52 % männlich

Fazit der Praxisprojekte

Alle Projekte wurden von den Kindern und Jugendlichen gut angenommen. Deutlich wird, dass sich bei allen Beteiligten die Haltung ändert. Es ist egal, ob ein Mensch behindert ist, welche sexuelle Orientierung er hat oder aus welchem Herkunftsland er stammt. Es ging um eine gemeinsame Umgangsweise. Gerade im Freizeitbereich, wo außerschulisches Lernen stattfindet, ergaben sich für Kinder und Jugendliche neue Herangehensweisen. Sie lernten voneinander, übten sich in Toleranz vor dem Anderssein und nutzten die vielfältigen Möglichkeiten zum sozialen Umgang. Durch die Projekte sind die Erwartungshaltungen an und das Vertrauen in die Regel- und Ferienangebote der offenen Kinder- und Jugendförderung von Seiten der Eltern geweckt worden. Gerade Eltern mit behinderten Kindern erfahren in den Projekten, dass ihre Kinder angenommen werden. Auch die zuziehenden Kinder und Jugendlichen mit Fluchterfahrung und deren Eltern haben durch die Projekte einen ersten integrierenden Zugang zu den Angeboten der offenen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen erfahren. Die städtische Kinder- und Jugendförderung plant für das kommende Jahr, die bereits begonnen Projekte in den Stadtbezirken weiterzuführen und nach Möglichkeiten auszubauen. Dies betrifft auch die während des Projektzeitraums aufgebaute Netzwerkarbeit.



Daniel Kolb
Stadt Dortmund
Jugendamt Kinder- und
Jugendförderung
Dkolb@stadtdo.de



Ralf Finke
Stadt Dortmund
Jugendamt Kinder- und
Jugendförderung
Rfinke@stadtdo.de

ES IST NORMAL, VERSCHIEDEN ZU SEIN MODELLPROJEKT „INKLUSION IN DER JUGENDFÖRDERUNG“ AM STANDORT BONN

Modellhaft wurde eine nachhaltige, inklusive Planungs- und Steuerungsstruktur zur Optimierung der Förderung von Kindern in einem Sozialraum in Bonn entwickelt. Im Praxisprojekt „Sprachsensibles Ausflugsprogramm“ wurden Teilhabebarrrieren der teilnehmenden Kinder abgebaut. Die Erkenntnisse des Modellprojektes sind auf andere Sozialräume übertragbar.

Bonn inklusiv

„Worte und Bilder bestimmen unser Denken. Manchmal geben sie Hoffnung. Entscheidend ist, dass sie uns helfen zu lernen. Was wir zu lernen haben, ist so schwer und doch so einfach und klar: Es ist normal verschieden zu sein.“¹

Diese Worte Richard von Weizsäckers prägen das Leitbild des seit 2010 laufenden Inklusionsprozesses in Bonn. Verschiedenheit wird dabei nicht nur als normal, sondern als bereichernd erlebt. Inklusion bezieht sich auf alle Menschen in ihrer Einzigartigkeit und Verschiedenheit sowie ihrem Recht auf gesellschaftliche Anerkennung. Alle Menschen sollen die Möglichkeit haben, an allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens gleichberechtigt teilzuhaben und mitzumachen. Dabei sind die Systeme so zu gestalten, dass sie in der Lage sind, auf Vielfalt einzugehen. Insbesondere soll bereits Kindern und Jugendlichen, unabhängig von der persönlichen Lebensbiographie, ein chancengerechtes und chancengleiches Aufwachsen ermöglicht werden.

Aus diesem Verständnis von Inklusion ist das Bonner Modellprojekt in gemeinsamer Durchführung des Amtes für Kinder, Jugend und Familie und des Schulamtes der Stadt Bonn entwickelt worden. Durch diese Kooperation sollte vermieden werden, dass die in unterschiedlichen Zuständigkeiten begründete Trennung zwischen schulischer und außerschulischer Bildung – also letztlich die Trennung zwischen Schule und Jugendhilfe – einen Ansatz verhindert, der die Kinder in den Mittelpunkt stellt.

Projektziele

Das Modellprojekt „Inklusion in der Jugendförderung“ in Bonn hatte folgende Ziele:

- Entwicklung einer nachhaltigen, inklusiven Planungs- und Steuerungsstruktur zur Optimierung der Förderung von (benachteiligten) Kindern im Sozialraum Alt-Tannenbusch
- Anschließende (Weiter-)Entwicklung von Angeboten im Sinne eines inklusiven Praxisprojektes

.....
1 Ansprache von Bundespräsident Richard von Weizsäcker bei der Eröffnungsveranstaltung der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte am 1. Juli 1993 in Bonn (http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1993/07/19930701_Rede.html, zuletzt aufgerufen am 15.7.2016)

- Initiierung ähnlicher bzw. weiterentwickelter Projekte in anderen Sozialräumen in Bonn auf Basis der Erkenntnisse und Ergebnisse aus der dreijährigen Projektphase in Abstimmung mit der Jugendhilfeplanung

Die Entwicklung des Projektes und die Umsetzung der Ziele erfolgten parallel und sich gegenseitig ergänzend auf verschiedenen Ebenen.

Entwicklung einer Planungs- und Steuerungsstruktur

Das zentrale Organ der Projektentwicklung war die Projektgruppe. Sie hatte das Ziel und den Auftrag, die Ideen des Projektantrages auszuarbeiten und die Umsetzung zu begleiten. Entsprechend der bereits begonnenen Umsetzung des Inklusionsprozesses durch die Bonner Stadtverwaltung und der benannten Projektziele bildeten dreizehn Mitarbeitende aus acht verschiedenen Organisationseinheiten sowohl des Jugend- als auch des Schulamtes zusammen mit den Vertreterinnen und Vertretern der drei Kooperationspartner am Projektstandort die Projektgruppe.

Hauptaufgaben der Projektgruppe waren neben der Koordinierung und Kommunikation des Projektes in die Verwaltung, die Analyse der Netzwerkstrukturen und der bestehenden Angebote in Alt-Tannenbusch sowie die Identifizierung von Teilhabebarrrieren. Festgestellt wurde, dass es zwar bereits vielfältige und gut funktionierende Vernetzungen gab. Jedoch fehlte es diesen Netzwerken zumindest teilweise an einer Verbindung, zum Beispiel in Form einer koordinierenden Stelle. Die Bestandsaufnahme der Angebote zeigte, dass unterschiedlichste Träger eine Vielzahl von Angeboten in Alt-Tannenbusch durchführten. Diese waren aber in der Regel nicht niederschwellig und barrierefrei zugänglich, da sie sich entweder an spezielle Zielgruppen (beispielsweise kirchliche Jugendarbeit) oder an spezielle Interessen (Sportangebote, hier fast ausschließlich Fußball) richteten. Allgemeine (offene) Angebote der Jugendarbeit fehlten in Alt-Tannenbusch. Neben vielen unterschiedlichen individuellen Zugangsbarrieren wurde in diesem Sozialraum bei überdurchschnittlich vielen Kindern eine geringere Sprachkompetenz als eine der größten Barrieren zu gesellschaftlicher Teilhabe beschrieben. Als eine weitere, häufig angetroffene Zugangsbarriere wurde fehlende Mobilität festgestellt. Dies äußerte sich beispielsweise in Berichten, dass auch ältere Kinder noch nie den nahen Rhein gesehen hätten und außerhalb Tannenbuschs nur den Weg mit der Straßenbahn ins Bonner Zentrum kennen würden. Durch die geringe Mobilität nutzen nicht alle Schülerinnen und Schüler nach Abschluss der Grundschule adäquate weiterführende Schulen, wenn sich diese nicht in der Nähe Tannenbuschs befinden.

Entwicklung des inklusiven Praxisprojektes „Sprachsensibles Ausflugsprogramm“

Diese Erkenntnisse flossen in die Entwicklung des Praxisprojektes ein, das dazu beitragen sollte, die festgestellten Teilhabebarrrieren abzubauen. Im Herbst 2014 wurde mit sprachwissenschaftlicher Expertise ein Praxishandbuch mit detaillierten Hinweisen, Anleitungen, Plänen, Arbeitsmaterialien und Hintergrundinformationen zur Umsetzung des „Sprachsensiblen Ausflugsprogrammes“ erstellt. Operative Ziele dieses Programmes sind, dass die teilnehmenden Kinder ihre Stadt über den eigenen Stadtteil hinaus spielerisch kennen lernen und ihre dabei gewonnenen Erfahrungen sprachlich umsetzen können. Das Ausflugsprogramm umfasst 12 thematische Blöcke, beispielsweise „Welt der Kultur“ (Ausflug in die Oper Bonn), „Welt der Museen“ (Ausflug ins Kunstmuseum Bonn), „Der Rhein“ (Fahrt mit der Rheinnixe). Jeder Block bestand aus einem Vorbereitungstreffen, dem Ausflug und einem Nachbereitungstreffen mit der Gruppe. In der Modellphase wurde das „Sprachsensible Ausflugsprogramm“ erfolgreich mit Drittklässlern, die an keinen anderen Betreuungsangeboten teilnahmen, in deren Freizeit durchgeführt.

Fazit

Durch die intensive Beschäftigung mit dem Thema „Inklusion in der Jugendförderung“ wurde bei allen Projektbeteiligten das Verständnis von Inklusion erweitert und das pädagogische Handeln aufgrund dessen inklusiver gestaltet. Neue Denkprozesse und Umsetzungsmöglichkeiten wurden angestoßen. Insbesondere durch die Schaffung der ämterübergreifenden Planungsgruppe als inklusive Planungs- und Steuerungsstruktur wurden neue Vernetzungen innerhalb der Stadtverwaltung geschaffen. Das Verständnis vom Aufgabenfeld der oder des Anderen ist gewachsen. Der Vorteil einer inklusiv handelnden Stadtverwaltung, die alle Beteiligte in ihr Handeln einschließt, wurde so bestätigt. Für die inklusive sozialräumliche Arbeit wurde die Wichtigkeit einer guten Koordination, die alle Beteiligten in Ihr Handeln einschließt, aufgezeigt. Diese Koordinationsstelle sollte zudem auch für Verbindungen und den Wissensaustausch zwischen den bestehenden Netzwerken sorgen.

Nach der ersten Durchführungsphase hat sich das „Sprachsensible Ausflugsprogramm“ grundsätzlich als praxistauglich, erfolgreich und auf andere Sozialräume übertragbar erwiesen: Die gesetzten Ziele zur Inklusion (Abbau der Teilhabebarrieren durch Stärkung der Sprachkompetenz und der Mobilität) konnten erreicht werden. Durch die enge Einbindung der Jugendhilfeplanung wurde ein bedarfsgerechtes Praxisprojekt konzipiert, das die bestehenden Hilfs- und Unterstützungsangebote sinnvoll ergänzt. Für eine Übertragbarkeit auf andere Sozialräume und eine konzeptionelle Fortschreibung konnten die notwendigen Erkenntnisse und Erfahrungen gewonnen werden.

Nicht zuletzt wurde durch die intensive Beschäftigung mit dem Thema Inklusion in der Jugendförderung und den Fachaustausch innerhalb der Stadtverwaltung Bonn sowie in der landesweiten Arbeitsgruppe mit den Beteiligten der anderen Projektstandorte, der Landesjugendämter und der TH Köln die Haltung zu Inklusion weiter positiv entwickelt.



Peter Bröxkes

Stadtjugendpfleger; Bundesstadt Bonn,
Amt für Kinder, Jugend und Familie
peter.broexkes@bonn.de



06 ●

HOLGER SPIECKERMANN

ZUR STEUERUNGSKULTUR
DER INKLUSION IN DER
JUGENDFÖRDERUNG

Am Ende eines Modellvorhabens steht die Frage, wie es nach der Projektlaufzeit weitergeht. Ziel des Modellprojektes war es, kommunale Steuerungsprinzipien zu entwickeln und zu erproben, um eine Nachhaltigkeit zur Etablierung von Inklusion in Kommunen und Landkreis herzustellen. Hierzu ist ein Steuerungsverständnis erforderlich, das die Koordination von Netzwerken staatlicher und gesellschaftlicher Akteure in den Mittelpunkt stellt.

Ziel des Modellvorhabens „Inklusion in der Jugendförderung“ ist die „Implementierung einer nachhaltigen inklusiven Planungs- und Steuerungskultur bzw. -struktur in den Jugendämtern der Städte und Kreise im Kontext vorhandener Netzwerkstrukturen“ (LVR/LWL 2013, S. 2). Fachlich kann von einem Steuerungsverständnis der Governance gesprochen werden. Unter Governance kann zunächst die „Koordination von interdependenten Handlungen“ (Wald/Jansen 2007, S. 93) verstanden werden. In Abgrenzung zu klassischen hierarchieorientierten Steuerungsmechanismen des Government, lässt sich der Governanceansatz durch die folgenden Prinzipien beschreiben:

- die Abnahme der Bedeutung hierarchischer Strukturen und die Zunahme dezentraler Verantwortung,
- die Kooperation staatlicher, privater, gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure,
- sektoren-, ressorts- und organisationenübergreifende Kooperation und
- die Prozesssteuerung der Interaktion unter Akteurinnen und Akteuren in kontinuierlicher Verständigung über Problemdefinitionen und Handlungsziele (vgl. Schubert 2008, S. 37).

Eine entscheidende Rolle zur Umsetzung dieser Prinzipien spielen Netzwerke zwischen den professionellen Akteurinnen und Akteuren in den Kommunen und die Steuerung dieser Netzwerke (vgl. Wald/Jansen 2007, S. 93). Dies sollte in den Kommunen und Kreisen der Modellstandorte erprobt werden. Um herauszufinden, welche Erfahrungen mit diesem Governanceansatz gemacht wurden und inwiefern diese Ziele erreicht werden konnten, wurden leitfadengestützte Experteninterviews mit den Akteurinnen und Akteuren zu Beginn und Ende des Projektes geführt (zur methodischen Konzeption und Datenbasis vgl. Frey/Dubiski 2016, S. 12ff). Die Interviews wurden inhaltsanalytisch ausgewertet, und es ließen sich drei Strategiebereiche identifizieren, wie vorgegangen wurde, um Governancestrukturen der Inklusion zu implementieren.

Formal absichern

Die Teilnahme am Projekt „Inklusion in der Jugendförderung“ wurde als Top-Down-Strategie initiiert: die Administrationen der Kommunen und Landkreise haben sich bei den beiden Landesjugendämtern um die Teilnahme an dem Modellvorhaben beworben und einen formalen Antrag gestellt. Insofern sind innerhalb der Kommunalverwaltungen eine Reihe von Aushandlungsprozessen geschehen, die Voraussetzung für eine Antragstellung waren. So wurde ein Ratsbeschluss herbeigeführt, die Unterstützung der betroffenen Amts- oder Bereichsleitungen sichergestellt und eine Stelle bzw. Stellenanteile zur Koordination der geplanten Maßnahmen zur Verfügung gestellt. Diese Aspekte haben sich im Projektverlauf als wichtige Erfolgsfaktoren herausgestellt. Als Ergebnis des Modellvorhabens wurde Inklusion in vielen Modellstandorten im Kinder- und Jugendförderplan festgeschrieben, oder es ist geplant, dies in naher Zukunft umzusetzen.

Eine inklusive Haltung entwickeln

Da eine Haltung nicht verordnet werden kann, war es wichtig, in kommunikativen Prozessen alle Beteiligten vor allem auf der operativen Ebene der Träger mitzunehmen. Ohne das Engagement der Akteurinnen und Akteure auf der Umsetzungsebene wäre dies nicht erreichbar gewesen. So war es möglich von einer Top-Down- zu einer Bottom-Up-Strategie zu kommen, die von den

Befragten als wichtigster Punkt zur Entwicklung einer inklusiven Haltung benannt wurde. Darüber hinaus wurde in den Interviews die hohe Autonomie der Träger bei der praktischen Ausgestaltung und Steuerung der Projekte hervorgehoben. Hier wurde den Trägereinrichtungen ein vergleichsweise großer Entscheidungsspielraum gegeben, der sich auch auf den flexiblen Umgang mit Finanzierungsmöglichkeiten erstreckte.

Inklusion anschaulich machen

Die Durchführung von konkreten Maßnahmen in den Stadtteilen unter Beteiligung von Zielgruppen und Bürgerinnen und Bürgern erlaubte es den beteiligten Akteurinnen und Akteuren, Erfahrungen zu sammeln, und initiierte einen gemeinsamen Lernprozess. Auf Grund der fehlerfreundlichen Rahmung des Modellvorhabens und der Möglichkeit, Experimente zu wagen, war es möglich, den vordergründig sperrigen Begriff der Inklusion aufzuschlüsseln und auf die praktische Ebene herunterzubrechen. Hier wurde von den Befragten hervorgehoben, dass dem Prinzip der Professionalisierung der Sozialen Arbeit durch systematische Selbstreflexion Rechnung getragen wurde. Auf der strukturellen Ebene war es wichtig, die Vernetzung mit anderen Systemen, vor allem der Behindertenhilfe, voranzutreiben.

Governancecheck

Wenn die Ergebnisse in den Standorten des Modellvorhabens an den Kriterien des Governanceansatzes gemessen werden, so kann festgestellt werden, dass eine Abschaffung der hierarchischen Administrationsstrukturen in der Kürze der Projektlaufzeit nicht zu erwarten war, dass aber quer zu vorhandenen Verwaltungsstrukturen neue Kooperationen und Netzwerke aufgebaut wurden. Diese Kooperationsbeziehungen waren teilweise sektoren- und ressortübergreifend, wenn beispielsweise Jugendhilfe und Behindertenhilfe gemeinsam Angebote für die gleiche Zielgruppe entwickelt oder durchgeführt haben. Bei der Steuerung dominierten weiterhin die Akteurinnen und Akteure aus den Jugendämtern gegenüber den freien Trägern. Ein deutlicher Mehrwert zeichnet sich bei der Prozesssteuerung der durchgeführten Projekte mit den Zielgruppen ab: So erlaubte der Freiraum seitens der Auftraggeber aus der Verwaltung kontinuierliche Aushandlungsprozesse über die Prozesssteuerung, über die angestrebten Ziele und über die inhaltliche Ausgestaltung der Maßnahmen. Da viele Projekte Experimentcharakter hatten, waren nicht alle Projektideen durchgehend erfolgreich. In der Folge waren die freien Träger frei in der Entscheidung, neue Wege zu beschreiben, ohne jedes Detail mit den Auftraggebern abzustimmen. Dies erforderte einen höheren Abstimmungsbedarf mit den Zielgruppen als dies bei Routineprojekten der Fall ist. Dieser kommunikative Lerneffekt durch verstärkte Partizipation ist der Mehrwert des Projektes.

Nachhaltigkeit und zukünftige Strategien

Die Frage ist, wie Nachhaltigkeit in dem Modellvorhaben verstanden wird. Während Projekte einen Anfangs- und Endpunkt haben, ist es Ziel von Modellprojekten, dass die gewonnenen Erfahrungen das Projektende überdauern. Insofern kann als erster Indikator für Nachhaltigkeit die zeitliche Verfestigung verstanden werden, so dass das bewährte Modell zum Standard wird. Hier zeichnet sich in mehreren Standorten ab, dass die Stellenanteile – in reduzierter Form – erhalten bleiben, so dass eine Fortführung (zumindest teilweise) sichergestellt ist. Die Verabschiedung von Kinder- und Jugendplänen verweist ebenfalls auf die Fortsetzung in den Kommunen und Kreisen. Der zweite Indikator ist zum einen die räumliche Ausdehnung aus den Stadtteilen in die Gesamt-

kommune und zum anderen die Übernahme in weitere Kommunen und Kreise. Für den letztgenannten Aspekt gab es in den Interviews die Empfehlung, das Thema Inklusion in der Gemeindeordnung festzuschreiben, so wie es zuvor schon mit Beteiligungsrechten von Kindern und Jugendlichen geschehen ist. Zur räumlichen Ausdehnung innerhalb der Kommunen lässt sich noch keine klare Aussage machen. Mit der grundsätzlichen Fortsetzung ist auch eine räumliche Ausdehnung vorgesehen, aber es muss offenbleiben, ob dies mit reduzierten Ressourcen in dem bisherigen Maße möglich ist. Denn als dritter Nachhaltigkeitsindikator kann die Schrumpfung der personellen und zeitlichen Ressourcen gesehen werden, da nach der Erprobungsphase des

Modellvorhabens Routineverfahren und Effizienzabwägungen bei dem Transfer in das Regelsystem zum Tragen kommen. Die Schrumpfung von Ressourcen als Nachhaltigkeitsindikator zu sehen, scheint auf den ersten Blick ungewöhnlich. Wenn jedoch Arbeitsabläufe in Modellvorhaben erprobt werden und in Routinehandeln übergehen, wäre es erstaunlich, wenn die gleichen Abläufe die gleichen Zeitrressourcen erfordern. Denn dies hieße, dass kein Lernprozess stattgefunden hat, Arbeitsabläufe effizienter zu gestalten.

Inhaltliche Herausforderungen stellen sich bei der Weiterführung und Ausdehnung der Bottom-Up-Strategie, also der Einbindung weiterer Akteurinnen und Akteure und Bevölkerungsgruppen, sowie bei der Aufgabe, die Eigenlogiken der verschiedenen Systeme zu lösen, wie es sich bei der Kooperation von Jugend- und Behindertenhilfe in dem Modellvorhaben angedeutet hat.



Holger Spieckermann

TH Köln, Forschungsschwerpunkt
Sozial Raum Management
holger.spieckermann@th-koeln.de

Literatur

Frey, Anke/Dubiski, Judith (2016), „Völlig egal, wer auf mich zukommt, der hat ein Recht auf seine Freizeit bei uns.“ Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts „Inklusion in der Jugendförderung“ (2013-2015), Schriftenreihe des Forschungsschwerpunkts Nonformale Bildung, Köln

LVR-Landesjugendamt Rheinland/LWL-Landesjugendamt Westfalen (2013), Inklusion in der Jugendförderung, Modell-Projektkonzeption im Rahmen des Kinder- und Jugendförderplans NRW.

Schubert, Herbert (2008), Netzwerkkooperation – Organisation und Koordination von professionellen Vernetzungen, In: Herbert Schubert (Hrsg.), Netzwerkmanagement. Koordination von professionellen Vernetzungen, Grundlagen und Praxisbeispiele, S. 7-105, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Wald, Andreas/Jansen, Dorothea (2007), Netzwerke, in: Benz, Arthur/Susanne Lütz/Uwe Schimank/Georg Simonis, 2007: Handbuch Governance theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 93-105.



NINA HOVENGA UND KATHRIN PRASSEL

DAS G5-PROJEKT

„UNDER CONSTRUCTION“ –

INKLUSIVE

PRAXISENTWICKLUNG

NACH MASS

07.

Das Gemeinschaftsprojekt der Arbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW, der Landesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit NRW, des Landesjugendrings NRW, der Landesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit NRW und des Paritätischen Jugendwerks NRW (Arbeitskreis G5) setzte sich zum Ziel, die Teilhabe und Teilnahme von jungen Menschen mit Beeinträchtigungen an den Angeboten der offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit zu fördern. Dabei wurden Chancen und Hürden identifiziert und die inklusive Praxis weiterentwickelt.

Inhalte und Ziele des Projekts

Der Titel „Under Construction“ zeigt, dass sich etwas im Umbau befindet. Für die am Projekt beteiligten Trägergruppen bedeutete dies die Weiterentwicklung der offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit. Ziel war es, die alltägliche Praxis inklusiver und offener für alle jungen Menschen mit und ohne Behinderungen zu gestalten. Für viele Mitglieder dieser fünf großen landeszentralen Träger in NRW war es nicht neu, dass in ihren Strukturen behinderte und nichtbehinderte junge Menschen zusammen ihre Freizeit gestalten. Dennoch ließen sich Zugangsbarrieren und Hürden feststellen, die (noch) verhindern, dass dies im Alltag regelmäßig geschieht.

So entwickelten die Beteiligten anhand von bestehender guter Praxis (Best Practice) neue Ansätze weiter und verbreiteten die Erfahrungen in Form von inklusiven Praxisprojekten im Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit sowie durch darauf abgestimmte begleitende Fortbildungen und Qualifizierungen. Die (Weiter-)Entwicklung inklusiver Praxis war dabei ein umfassender Prozess: Zum einen führten die Mitgliedsorganisationen und -verbände der G5-Träger offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit 15 neue inklusive Praxisprojekte durch. Zum anderen nahmen ehrenamtliche und hauptberufliche Mitarbeitende der G5-Träger an speziell konzipierten Qualifizierungsmodulen teil. Themen waren Zielgruppenorientierung, Kooperationen, die Entwicklung inklusiver Teams, Organisationsentwicklung und Öffentlichkeitsarbeit. Ziel war der Erwerb der erforderlichen besonderen Kompetenzen und Fertigkeiten sowie die Sensibilisierung für inklusive offene Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit.

Die Praxisprojekte waren so vielfältig wie die am Projekt beteiligten Träger. Inklusive Tanz-, Theater- und Trommelworkshops, Gebärdensprachkurse, inklusive Ferienfreizeiten, der Umbau eines Kinder- und Jugendhauses und die Entwicklung eines Inklusionsindex für Jugendwerkstätten sind nur einige Beispiele. Die Erfahrungen der 15 Projektstandorte wurden dokumentiert und ausgewertet. Dabei konnten die Projektverantwortlichen sowohl Hürden als auch Erfolgsfaktoren formulieren. Aus den vielfältigen Beobachtungen vor Ort und den O-Tönen der Verantwortlichen leiteten die Projektbeteiligten zehn Erkenntnisse ab, die praxisnahe Anregungen für die erfolgreiche Inklusion in der Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit bieten.

Projektergebnisse: Stolpersteine und Gelingensbedingungen inklusiver Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit

Traut Euch! – Fangt einfach an! – Inklusion braucht Mut!

Es ist sinnvoll, Einrichtungen, Träger und Verbände zu ermutigen, ihre Angebote als offen für alle zu bewerben und sich zuzutrauen, Kinder und Jugendliche mit Behinderungen einzubinden ohne den Anspruch zu haben, alle Zielgruppen auf einmal zu erreichen.

Inklusion setzt an Stärken und nicht an Defiziten an

Durch den Ansatz einer ganzheitlichen Förderung, die sich an den Stärken und nicht an den Defiziten der Kinder und Jugendlichen orientiert, verlieren vermeintliche Unterschiede zwischen Kindern und Jugendlichen an Bedeutung.

Barrieren müssen erkannt und überwunden werden

Nicht-erreichbare Räume, sprich fehlende Barrierefreiheit oder zusätzliches Gepäck, wie Rollstühle und Dreiräder, können für die Verantwortlichen in der Praxis zunächst neue Herausforderungen darstellen, die sich nicht immer kurzfristig bewältigen lassen. Neben einer langfristigen Lösung ist es wichtig, alternative Möglichkeiten zu suchen, sodass eine inklusive Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit auch kurzfristig möglich ist.

Gemeinsames Erleben schafft Annäherung

Um Annäherung zwischen jungen Menschen mit und ohne Behinderungen zu schaffen, braucht es entsprechende Gelegenheiten und Erlebnisse, in denen dies geschehen kann.

Inklusion braucht spezifische Methoden und Materialien

Für die inklusive Arbeit werden, je nach Behinderung der Kinder und Jugendlichen, Hilfsmittel und angemessene Vorkehrungen benötigt. Dies können Piktogramme, Klingelball oder Hinweise in Leichter Sprache sein. Aber auch konkrete Regeln und Tagesabläufe sind wichtig. Die Krankenkassen stellen bei Bedarf Assistenzkräfte zur Verfügung, die die Kinder und Jugendlichen mit Behinderung unterstützen.

Inklusion braucht Fachlichkeit und Ressourcen

Je nach Unterstützungsbedarf sind zusätzliche Personen notwendig, die den Kindern und Jugendlichen mit Behinderung in ihrem Alltag assistieren. Die Einbindung der Assistenzkräfte in das Team bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Stellenweise ist es sinnvoll, die Eltern stärker einzubeziehen. Besonders wichtig ist es jedoch, die Kinder und Jugendlichen als Expertinnen und Experten ihrer selbst wahrzunehmen und einzubinden.

Kooperationen erfordern Zeit und sind hilfreich

Hilfreich ist es, wenn bereits vor einer konkreten Maßnahme Kontakt zu den Einrichtungen besteht, die von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung genutzt werden. Es ist aber auch möglich, dass sich durch ein für alle geöffnetes Angebot solche Kooperationen ergeben. Für die Abstimmungsprozesse mit den Kooperationspartnerinnen und -partnern sollten Zeit und Ressourcen eingeplant werden.

Inklusive Aktivitäten bedürfen besonderer Ansprache und gezielter Öffentlichkeitsarbeit

Kinder und Jugendliche mit Behinderung und ihre Eltern wissen oftmals nicht um die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe. Hier bedarf es der gezielten Ansprache und Ermutigung, an außerschulischen inklusiven Angeboten teilzunehmen. Über gezielte Öffentlichkeitsarbeit und persönliche Kontakte kann dies gelingen.

Die Arbeit mit jungen Menschen mit Behinderung erfordert Fortbildung

Mitarbeitende und Gruppenleitende sind, besonders wenn sie ehrenamtlich arbeiten, mitunter zunächst zurückhaltend in der Arbeit, da stellenweise Ängste und Unsicherheiten bestehen. Schulungen aber auch vorbereitende Gespräche mit den Teilnehmenden und deren Eltern helfen Berührungsängste abzubauen.

Inklusion gibt es nicht zum Nulltarif

Erhöhte Personalkosten durch mehr Mitarbeitende, erhöhter Zeitaufwand in der Planung von Aktivitäten, barrierefreie Zugänge – all das kostet Geld. Für die Entwicklung einer nachhaltigen inklusiven Praxis braucht es langfristig angelegte und zuverlässige Finanzierungsmodelle.

Ausblick

Das modellhafte Projekt konnte wichtige Impulse für die Weiterentwicklung inklusiver Kinder-, Jugend- und Jugendsozialarbeit setzen. Die Vernetzung der Träger untereinander, aber auch der Austausch mit dem Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, MFKJKS, den Landesjugendämtern und der Wissenschaft im Sinne der Inklusion wurden ausgebaut. Nun gilt es, den Übergang vom Projekt zur Struktur zu gestalten und Inklusion langfristig in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Jugendverbandsarbeit und der Jugendsozialarbeit sowie im erzieherischen Kinder- und Jugendschutz zu verankern. Dazu hat der Fachbeirat „Kinder und Jugendliche mit Behinderungen zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention“ des MFKJKS gemeinsam mit Trägern der Jugendhilfe und der Behindertenhilfe eine entsprechende Beschlussvorlage für die Landesregierung vorgelegt. Der Arbeitskreis G5 sieht die Finanzierung von Inklusion im Freizeitbereich als Herausforderung für die praktische Umsetzung. Der Wille der Träger, ihre Arbeit inklusiver zu gestalten und sich für die Stärkung inklusiver Haltungen und Praktiken einzusetzen, steht getrennten Leistungssystemen gegenüber: der Jugendhilfe im SGB VIII und der Eingliederungshilfe im SGB XII. Individuelle Unterstützung durch persönliche Assistenzen und die nötigen Ressourcen und Kompetenzen, um angemessene Vorkehrungen für junge Menschen mit höherem Unterstützungsbedarf treffen zu können, sind in der Jugendhilfe bislang nicht oder nur in geringem Umfang vorhanden. Insofern ist es wichtig für die Praxis, die getrennten Leistungssysteme von Zuständigkeiten und Ressourcen im Interesse der Inklusion zusammenzuführen.

Literatur

Die schriftliche Dokumentation des Projekts (auch in Leichter Sprache) stellt alle 15 Praxisprojekte in ihrer Vielfalt und Kreativität vor. Der Dokumentationsfilm zeigt in Bildern exemplarisch anhand von vier Projektbeispielen, wie gelebte Inklusion im Freizeitbereich funktionieren kann.

Die gesamte Dokumentationsmappe mit Film kann per E-Mail an info@agot-nrw.de bestellt oder im Internet heruntergeladen werden: <http://www.agot-nrw.de/?q=content/dokumentation-des-g5-inklusionsprojekts-under-construction>.

Der Dokumentationsfilm ist auch auf Youtube einsehbar: <https://www.youtube.com/watch?v=rslXbMUIUwQ>

Fotos: Fotoagentur Fox/Uwe Völkner



Nina Hovenga

Arbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW
(Geschäftsführerin)
nina.hovenga@agot-nrw.de



Kathrin Prassel

Landesjugendring NRW
(Referentin für Grundsatzfragen)
prassel@ljr-nrw.de



08.

MONIKA STORM

JUGENDHILFE TRIFFT
BEHINDERTENHILFE

Inklusive Gestaltungsprinzipien schaffen

Zurzeit kann von einem gemeinsamen Gestaltungsprinzip der Eingliederungshilfe und Jugendhilfe im Sinne des inklusiven Gedankens nicht die Rede sein. Die getrennten und versäulten Systeme haben in der Vergangenheit operative Verinselungen geschaffen. Ein wichtiger Aspekt der täglichen Arbeit war (und ist) darstellen zu können, wann das eigene System nicht zuständig ist. Da die Systeme in splendid isolation tätig sind, gibt es gedoppelte oder sehr ähnliche Angebote. Diese müssen sinnvollerweise identifiziert werden; hier fehlen gesicherte Erkenntnisse.

Es wird deutlich, dass die Bewältigung bestehender Schnittstellenprobleme eine große Herausforderung darstellt. Eine stärkere Vernetzung von Mitarbeitenden ist notwendig (NZFH, 2013; BMFS-FJ 2013). Die jeweils andere Systemlogik und deren Zugänge müssen verstanden und möglichst überwunden werden. Wenn die Arbeit sich auf der Handlungsebene verändern soll, muss die strukturelle Ebene von Organisationen, aber insbesondere auch die kulturelle Ebene betrachtet werden. Bewährtes muss überdacht und Neues implementiert werden. Treffen sich Jugendhilfe und Behindertenhilfe, wird das spürbare Konsequenzen für alle involvierten Organisationen haben. Ziel ist, alle Hilfen auf die konkrete Situation der anfragenden Menschen auszurichten sowie kritisch nach dem Wirkungsbeitrag zu fragen (NZFH, 2013). Für Leistungsanbieter heißt das, ihre Unterstützung und Hilfen weg von der Angebotsorientierung hin zur Bedarfsorientierung neu zu gestalten. Für alle Beteiligten impliziert dies ein neues Berufsverständnis: „Hilfen aus einer Hand“. Kinder und Jugendliche, mit und ohne Behinderung, können besser unterstützt werden, wenn professions- und disziplinübergreifende Hilfesysteme installiert werden. Die größte fachliche Kompetenz liegt laut Seckinger (2012) darin, kooperative Strukturen für ein gemeinsames Ringen um die Verbesserung der Lebenssituation des Adressaten zu schaffen. Netzwerkarbeit der versäulten Systeme ist eine Innovation. Deshalb müssen Kooperationsmöglichkeiten erst entdeckt werden. Multiprofessionalität wird sich als Begrifflichkeit erweitern, denn die gemeinsame Ausrichtung und Vernetzung der Angebote an den tatsächlichen Bedarfen von Kindern und Jugendlichen, mit und ohne Behinderung, ist eine gemeinsame Aufgabe. Problematisch ist, dass Kooperation erwartet, aber nicht entlohnt wird.

Entscheidend ist die Haltung aller Beteiligten innerhalb der einzelnen Organisation wie im zu gestaltenden Netzwerk.

Bei einer umfassenden Veränderung, wie der Zusammenführung der Systeme Jugendhilfe und Eingliederungshilfe, sind innovative und kreative Lösungen notwendig. Diese Aufgabe ist aber ohne eine hohe Motivation aller Beteiligten kaum lösbar. Laut Hagemann (2013) führt Veränderungsdruck ohne Zuversicht und Orientierung zu individuellen Ängsten und kollektiver gedanklicher Lähmung. In der Konsequenz muss der Veränderungsdruck, der von außen kommt, intern als positive Herausforderung interpretiert werden. Als große Ressource wird von Seiten der Mitarbeitenden die Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeit erlebt. Diese bezieht sich in erster Linie auf die Menschen, die betreut und unterstützt werden (ebd., S. 36).

Wenn es also gelingt, interdisziplinär zu erarbeiten, warum und an welcher Stelle die Veränderung für die Adressaten der Angebote sinnvoll ist, ist viel gewonnen. Es müssen Methoden gefunden werden, wie das Wissen der beiden Systeme erhalten bleibt und zusammengeführt werden kann, denn die Sicherung der spezifischen Kompetenzen ist notwendig. Kommunikation in jeglicher Form ist dabei ein entscheidender Faktor. Veränderungsprozesse und Kommunikation gehören wie siamesische Zwillinge zusammen (Doppler & Lauterburg, 2009, S. 380). Jedes Individuum besitzt Wissen, jedes Team, jede Organisation und „jede Säule“. Dieses kollektive Wissen muss interdisziplinär zugänglich gemacht werden.

Die lernenden Individuen müssen miteinander ins Gespräch kommen. Möglichkeiten wären:

- Bestehende Angebote öffnen (Ferienspiele; offene Treffs etc.)
- Bestehende Gebäude öffnen (Jugendzentrum)
- Mitarbeitende des anderen Systems einbeziehen (begleiten der Kinder und Jugendlichen mit Behinderung bei Ferienspielen)
- Angebote des anderen Systems nutzen (Freizeitangebote, Gruppenangebote)
- Mitarbeitende des anderen Systems als Lotsen nutzen (Monitoring von Ideen)
- Gemeinsame Fallgespräche (Kollegiale Beratung)
- Mitarbeitende hospitieren (wechselseitig)
- Gemeinsame Projekte initiieren (Organisationsübergreifend)
- Familien als Experten in eigener Sache bei der weiteren Entwicklung einbeziehen
- Eine fachliche Verkoppelung von unterschiedlichen Professionen und Institutionen innerhalb eines Netzwerks auf lokaler Ebene
- Gemeinsame Workshops, um Barrieren jeglicher Art (Sprache, Gebäude, Verhalten, Bilder in den Köpfen) zu identifizieren
- Mittel- und langfristig gemischte Teams bilden, um das Wissen beider Systeme zusammenzubringen
- Fortbildungen des anderen Systems nutzen
- Mentorinnen und Mentoren im anderen System suchen, die auf kurzem Weg angefragt werden können.

Der Austausch der Mitarbeitenden der bisher getrennten Säulen schärft die Erkenntnis über eigenes Wissen aber auch Nicht-Wissen. Um seine konstruierte Wirklichkeit immer wieder auf Realitätsbezug zu überprüfen, benötigt jeder Feedback, Reflexion und damit Kommunikation. Sie ist in der Sozialen Arbeit ein entscheidendes Instrument. Die agierenden Beteiligten müssen eine inklusive Grundhaltung quer durch alle Hierarchien und Organisationseinheiten als Handlungsmaxime verstehen (BMFSFJ, 2013). Frei nach de Shazer (1992) formuliert, ist ohne die passende Haltung nicht mal die Idee gut. Neben dieser Grundhaltung müssen Mitarbeitende die Grenzen der inklusiven Praxis erkennen und lernen, wie diese überschritten werden können. Exklusion bleibt somit ständiges Thema. Im Sinne der Diversität wird es auch in Zukunft exklusive Angebote geben. Wichtig ist, diese immer wieder auf ihre Sinnhaftigkeit hin zu überprüfen.

Sozialraumorientierung, Kooperation und Vernetzung sind zentrale Bausteine, um von Anfang an ressourcenorientiert die Entwicklung inklusiver Angebote voranzutreiben. Der Netzwerkgedanke muss selbstverständlich werden, denn er ermöglicht ein vielfältigeres Angebot. Teil des Netzwerkes und aller Kooperationen müssen immer auch die Familien als Experten in eigener Sache sein. Im Sinne der Partizipation werden Kinder und Jugendliche oft beteiligt, die Eltern sind in der offenen Jugendarbeit als Akteurinnen und Akteure nicht ganz so präsent. Wenn es um die Einbindung der Kinder und Jugendlichen mit Behinderungen geht, müssen Eltern beteiligt werden, damit die inklusive Gestaltung der Arbeit gelingen kann. Eltern, besonders von nicht sprachfähigen Kindern, müssen Vertrauen in die Angebote entwickeln, und die Kinder und Jugendlichen müssen auf kompetente Mitarbeitende treffen.

Schlussbemerkung

Wenn wir bewahren und gleichzeitig verändern sollen, kann eine (heil)pädagogische Haltung sehr hilfreich sein:

Auf das Neue mit großer Neugier zugehen. Das Eigene und das Fremde wertschätzend betrachten. Mit viel Humor und Kreativität gemeinsame Wege probieren.

Literatur

BMFSFJ. 2013. 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin, 2013.

BZgA. 2013. Interdisziplinäre Frühförderung und frühe Hilfen – Wege zu einer intensiveren Kooperation und Vernetzung. [Online] Mai 2013.
<http://www.fruehehilfen.de>. (letzter Zugriff 22.03.2016)

Doppler, Klaus und Lauterburg, Christoph. 2009. Change Management. Frankfurt/Main: Campus Verlag, 2009.

NZFH (Nationales Zentrum Frühe Hilfen). 2013. Datenreport Frühe Hilfen. Köln: BZgA, 2013.

Probst, Gilbert, Raub, Steffen und Romhardt, Kai. 1999. Wissen managen. Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen. Frankfurt am Main: Gabler, 3.Aufl., 1999.

Seckinger, Mike. 2012. Kooperation statt Konkurrenz. Sozialmagazin. 10/2012, S. 26-32.

Shazer, de Steve. 1992. Das Spiel mit Unterschieden. Heidelberg: Carl-Auer. 6.Auflage 2009.



Monika Storm

bethel.regional, Bereichsleitung
Monika.storm@bethel.de



ANNE SKIBBE

„ENTDECKEN, ERLEBEN,
TEILHABEN: INKLUSION IN
DER OFFENEN KINDER-
UND JUGENDARBEIT
IN GANZ BERGISCH
GLADBACH GESTALTEN!“

09

Ein Rückblick auf ausgewählte Aspekte
des Modellprojekts

Das Projekt war von 2013 bis 2016 im Cafe Leichtsinn, einem Jugendcafé im Zentrum von Bergisch Gladbach verortet und wurde von der LVR-Sozial- und Kulturstiftung gefördert und vom LVR-Landesjugendamt Rheinland fachlich begleitet.

Das Cafe Leichtsinn ist ein Angebot der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in Trägerschaft der Katholischen Jugendagentur Leverkusen, Rhein-Berg, Oberberg gGmbH und bietet Freizeit-, Beratungs- und Bildungsangebote für junge Menschen ab 14 Jahren.

Zum Thema Inklusion wurde in vielen Berichten und Dokumentationen schon (fast) alles gesagt. Sehr gute Handlungsempfehlungen wurden ausgesprochen und haben den Verantwortlichen im Cafe Leichtsinn bei der inklusiven Ausrichtung geholfen. Hilfreiche Fakten- und Checklisten sind bereits entwickelt und veröffentlicht worden. Nach drei Jahren Arbeit im intensiven Praxisprojekt nehmen wir an dieser Stelle wichtige Punkte dieser Empfehlungen auf und untermauern sie mit Praxisbeispielen aus den Erfahrungen des Jugendcafés „Cafe Leichtsinn“.

Das Miteinander aller Jugendlichen ermöglichen

Handlungsempfehlungen der Stadt Gütersloh für eine inklusive Jugendarbeit (in diesem Heft).
Hier: II. Inklusive Praktiken entwickeln,

„3. Gehen Sie aktiv auf die (neuen) Zielgruppen zu!“

Das Miteinander von Jugendlichen mit und ohne Behinderungen lernt man nur mit ihnen selbst. Deshalb müssen Gelegenheiten geschaffen werden, um diese Begegnung zu ermöglichen. Wie offen ist die Offene Kinder- und Jugendarbeit für junge Menschen mit Behinderung und wie werden junge Menschen mit Behinderung auf uns aufmerksam? Junge Menschen mit Behinderung wissen meist nichts von der Offenen Kinder- und Jugendarbeit bzw. von Jugendzentren. Ohne dass Eltern und Betreuerinnen und Betreuer sie dorthin bringen, würden sie nicht diese Räume nutzen. Deshalb ist es wichtig, junge Menschen mit Behinderungen und ihre Eltern immer wieder einzuladen. Es muss nicht immer die Förderschule sein, an der geworben wird. Auch Wohngruppen des Landschaftsverbandes Rheinland sind in jeder Nachbarschaft (oft unbemerkt) zu Hause. Oder die Musikschule hat eine Gruppe von jungen Leuten mit Behinderung, die „ganz exklusiv“ gemeinsam musizieren und dann zur Open Stage ins Jugendzentrum eingeladen werden können.

Die Elternarbeit

Handlungsempfehlung der Stadt Gütersloh für eine inklusive Jugendarbeit. Hier: II. Inklusive Praktiken entwickeln,

„9. Nutzen Sie bei Bedarf Eltern und ihr Wissen!“

Beziehungen aufbauen, Gespräche führen, miteinander spielen, jugendgerechte Angebote und Ferienfreizeiten durchführen, all das sind Aufgaben der Mitarbeitenden in der OKJA. Doch zum Miteinander des Offenen Treffs kommen auch die Eltern behinderter junger Menschen. Damit ist der Aufbau von Beziehungen erschwert. Zwischen die jungen Menschen mit Behinderung und die pädagogischen Fachkräfte schalten sich die Expertinnen und Experten für die Kinder ein. Das ist anders als bei Jugendlichen ohne Behinderung – und hat gute Gründe. Der Kontakt zu den Eltern sollte aktiv genutzt werden, auch wenn dies dem spezifischen Charakter eines offenen Jugendtreffs zunächst entgegensteht (Stichwort elternfreie Zone). Mit dem Wissen und dem Vertrauen der Eltern kann erreicht werden, dass die Jugendlichen mit Behinderungen ebenso frei unterwegs sind und Beziehungen gestalten wie alle anderen im Jugendzentrum. Dazu müssen die pädagogischen

Fachkräfte mit den Eltern ins Gespräch kommen:

- Wir ermöglichen den Eltern, auch zu Öffnungszeiten mit hereinzukommen und für eine kurze Zeit mit ihrem Kind das Miteinander im Offenen Treff zu erleben. Es reicht oft schon eine halbe Stunde, dann gehen die Eltern freiwillig. Oder es kommen zunächst Assistenzkräfte zur Begleitung mit. Die anderen Jugendlichen werden aufgeklärt, warum Eltern/Assistentinnen oder Assistenten da sind!
- Die Jugendlichen werden häufig gebracht und geholt. Für diese Gelegenheit bietet es sich an, eine Nische, einen kleinen Teil des Jugendzentrums als „Kiss and Ride“-Raum zu nutzen. So stören Eltern nicht zu sehr die Atmosphäre im Offenen Treff, müssen aber auch nicht vor der Tür bleiben.
- Außerdem sind die bei diesen Gelegenheiten entstehenden Tür und Angel-Gespräche vertrauensbildend. Spürt man jedoch, dass Gespräche länger dauern (werden), ist es wichtig, einen Termin außerhalb des Offenen Treffs zu vereinbaren.

Soziale Bildung und Partizipation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Auftrag Inklusion. Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit.

Eine Standortbestimmung von Kinder- und Jugendarbeit im Kontext von Inklusion der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e.V. (aej)/Aktion Mensch e.V./Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V. 2014.¹

Hier:

„Fakt 2: Kinder- und Jugendarbeit basiert auf den Peer-Beziehungen von jungen Menschen und stellt ihre Interessen in den Vordergrund. Sie gestaltet sich durch die Anliegen von Kindern und Jugendlichen und folgt der Eigenlogik ihrer Kulturen. Inklusion kann in diesem weitgehend selbstorganisierten Arbeitsfeld mit geringem Machtgefälle nicht von oben verordnet werden. Sie muss von den beteiligten Kindern und Jugendlichen gewollt sein.“

Ziel der Fachkräfte in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit ist es, verlässliche Partner für die Kommenden zu sein, Peer-Beziehungen zu ermöglichen und jungen Menschen Möglichkeiten zur Erprobung und Entwicklung ihrer Persönlichkeit im geschützten aber offenen Raum zu geben. Das, was im Jugendzentrum geboten wird, ist vielfältig und orientiert sich an den Interessen, Hoffnungen und Wünschen der jungen Menschen selbst.

Wie sollen Jugendliche mit Behinderungen diese Freiräume nutzen, wenn sie keine Idee haben, was möglich ist und was sie wollen? Wie können sie sich in offenen Räumen verorten, wo Orientierung und Ordnung so wichtig für sie sind, sie aber nicht sprechen, lesen oder schreiben können? Es sind eben nicht alle gleich, die zu uns kommen, und dafür muss ein Bewusstsein entwickelt werden. Dass Partizipationschancen auch durch die Besucherinnen und Besuchern ohne Behinderungen gemindert werden können, spielt ebenso eine Rolle. Vorurteile und Zuweisungen, die bestehen – „das-kann-der/die-bestimmt-nicht“ –, können zu Kommunikationsbarrieren werden und Gemeinschaft verhindern. Für Partizipation ist die Bewusstmachung von Erfahrungen aller Kinder und Jugendlicher besonders wichtig. Erst in der Vermittlung beider Seiten – Unterstützung und Aufklä-

.....

1 http://www.evangelische-jugend.de/nc/aej/die-geschaeftsstelle/publikationen/publikationen-single/archive/2014/july/article/handlungsempfehlungen-auftrag-inklusion-inklusions-check?tx_ttnews%5Bday%5D=01&cHash=672eddae767f4376323183d9918fcb72



... kann Inklusion entstehen, ein gleichberechtigter Zugang zu allem, was wir zu bieten haben. Das sind die jungen Leute aus dem C-Team des Cafés. Sie haben die Aufgabe das Café freitags und samstags eigenverantwortlich zu führen. Diese gelebte Partizipation wurde 2015 mit dem Erika-Preis in der Kategorie „Der-etwas-andere-Award“ gewürdigt, denn das C-Team hatte eine Reihe von inklusiven Parties organisiert.

Ressourcen

Auftrag Inklusion. Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit.
Eine Standortbestimmung von Kinder- und Jugendarbeit im Kontext von Inklusion a.a.O., Hier:

„Fakt 4: „Den inklusiven Prozess in der Kinder- und Jugendarbeit zu managen, erfordert personelle und auch finanzielle Ressourcen. Ihn zu gestalten, geht nicht immer nur ‚nebenbei‘. Und trotzdem: Inklusivität zu ermöglichen, gehört zum ‚Kerngeschäft‘ von Akteuren und Akteurinnen in der Kinder- und Jugendarbeit. Eine neue Prioritätendebatte ist notwendig.“

- Ohne zusätzliches Personal – ermöglicht durch das Modellprojekt – wären wir den Anforderungen der Inklusion im Cafe Leichtsinn zu Beginn nicht gewachsen gewesen, und dies aus folgenden Gründen: Die Netzwerkarbeit und die vertrauensbildenden Maßnahmen nach außen kommen zu der Arbeit im Offenen Treff dazu. Sie erfordern sorgfältige Vorbereitung und ein wenig Detektivarbeit, zeitintensive Kontaktpflege (z.B. Besuche zum Tag der Offenen Tür in Förderschulen, Einladung der Abschlussklassen zum Frühstück) und das Hereinholen von Eltern (z.B. Raum für Elternabende und Elterninitiativen zur Verfügung stellen).
- Wenn junge Menschen mit Behinderung zu den Stammgästen gehören, muss das Vertrauen gerechtfertigt werden durch eine ausgeprägte Willkommenskultur und stetige Hilfen zur Orientierung im Offenen Treff.
- Außerdem müssen Angebote gut vorbereitet und unterstützt werden. Einladungen, Anleitungen, Flyer etc. sind in leichter Sprache zu formulieren, und trotzdem müssen sie für alle Besucherinnen und Besucher lesenswert und interessant bleiben.



- Die jungen Menschen ohne Behinderung brauchen für die Begegnung mit Gleichaltrigen mit Behinderungen Aufklärung über die behinderungsbedingten Verhaltensweisen. Dazu muss jedes Team die eigene Haltung reflektiert haben und überlegen, mit welchen Methoden das in der Praxis sensibel umgesetzt werden kann. Im Cafe Leichtsin haben wir das einerseits durch fortlaufende spielerische Aktionen und andererseits durch gezielte anlassbezogene Aufklärungsgespräche gemacht.

Allein diese vier ausgewählten Aspekte zeigen, wie zeitintensiv inklusive Praxis ist und wie wichtig entsprechende personelle Ressourcen. Strukturelle Veränderungen können nach und nach entwickelt und durchgesetzt werden. Aber insbesondere zum Start auf dem Inklusionsweg sollte jede Einrichtung mit zusätzlichem Personal unterstützt werden.



Foto von der Theatergruppe „All Inklusiv!“ nach der Aufführung 2016 mit Leiterinnen Nina Engelbert und Annina Frangenberg. Siehe dazu auch die Facebookseite „Theatergruppe ‚All Inklusiv‘ Bergisch Gladbach“ mit einer sehr guten Methodensammlung zur inklusiven Theaterarbeit.

Barrierefreiheit: Was wäre das Cafe Leichtsin ohne Treppenlift?

Auftrag Inklusion. Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit.
Eine Standortbestimmung von Kinder- und Jugendarbeit im Kontext von Inklusion a.a.O., Hier:

„Fakt 5: Eine inklusiv gestaltete Kinder- und Jugendarbeit ist eine barrierefreie Kinder- und Jugendarbeit. Hindernisse in Sprache, Zugang und Räumlichkeiten sind zu überwinden. Eine für alle verständliche Sprache und barrierefrei gestaltete Angebotsorte sind ein Schlüssel auf dem Weg zur Inklusion.“

Das Cafe Leichtsin ohne Lift? Dann hätten die Jugendlichen ohne Behinderungen im Cafe Leichtsin nie David, Artiola, Annika, Susanna und viele andere kennengelernt, denn David braucht zur Fortbewegung seinen Rollstuhl; er kann nicht sehen und nur schwer sprechen. Artiola ist körperlich und geistig behindert. Sie kommt mit dem Rollstuhl ins Cafe Leichtsin und kommuniziert

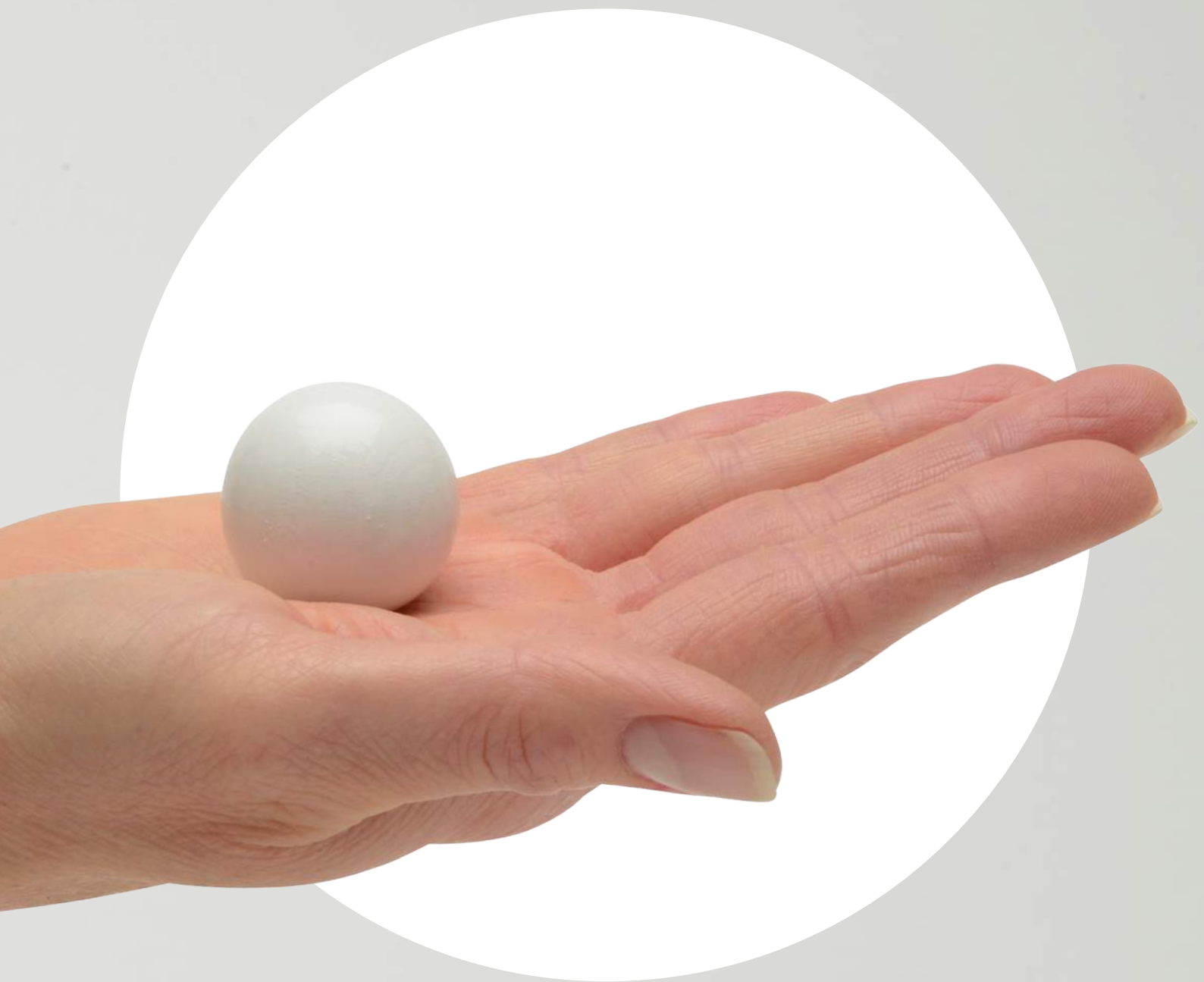


über Augenkontakt, wenn wir mit ihr reden: Ja-nein, das haben wir schon gelernt. Das macht auch Annika, die ebenfalls körperlich und geistig behindert ist. Es ist beeindruckend zu sehen, wie sie ihren Rollstuhl mit ihrem Handrücken lenkt. Susanna kann wenige Schritte mit Hilfe gehen, und ist wie die anderen froh, dass es den Treppenlift gibt. Sie hat einen Talker zur Kommunikation. Ein kleiner eingeschobener Hinweis dazu: Es gibt einen kleinen Film der Aktion Mensch zu Begegnungen von behinderten und nicht behinderten Menschen und die Technik, die sich Menschen mit Behinderungen zu Nutze machen. Sehr spannend! Im Cafe Leichtsinn ist das auch immer ein Hingucker und Impuls für die Kontaktaufnahme. David hätte nicht die Möglichkeit gehabt, im Karnevalsprojekt dabei zu sein, fast niemand in Bergisch Gladbach hätte von ihm Notiz genommen, niemand hätte ihm zugejubelt und „Kamelle!“ gerufen. David hätte vielleicht nie auf einer Bühne gestanden und in einer Band gespielt. Die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen wären niemals so still gewesen, um jemandem zuzuhören, hätten niemals das Potential von Anderssein erlebt. Susanna hätte noch immer keinen Ort, an dem sie tanzen kann mit ihrem Rolli, und Annika hätte noch nie ein Ferienprojekt außerhalb der Behindertenhilfe besucht oder an einer Beach-Party teilgenommen. Die Besucher und Besucherinnen hätten niemals gesehen, wie ein E-Rolli gesteuert wird und ein Talker funktioniert. Es wäre nie zu dem großen Staunen über das, was alle diese jungen Menschen mit Behinderungen können, gekommen. Und es gäbe keine Freundschaften zwischen den jungen Menschen mit und ohne Behinderung.



Anne Skribbe

Leiterin „Cafe Leichtsinn“ bei der Katholischen Jugendagentur Leverkusen Rhein-Berg
anne.skribbe@kja.de



10

JUDITH DUBISKI, STEFANIE VOGT, ANDREAS ROSELLEN

„INITIATIVE INKLUSIVES
KINDER- UND
JUGENDREISEN NRW“

Das pädagogische Kinder- und Jugendreisen ist ein besonderes Feld der Kinder- und Jugendarbeit. Zum einen zeichnet es sich durch eine immense Vielfalt von Angeboten und Aktivitäten aus. Darunter fallen ortsnahe Angebote wie Stadtranderholungen oder Zeltlager, mehrwöchige Urlaubsreisen, Schul- und Klassenfahrten, aber auch Ausflüge mit bestimmten thematischen oder pädagogischen Ausrichtungen und vieles andere mehr. Dementsprechend vielfältig sind die Organisationen, die solche Formate anbieten, und die Gruppe der jeweils Teilnehmenden. Zum anderen stellen Kinder- und Jugendreisen zeitlich begrenzte Lern- und Erfahrungsorte dar. Pädagogisch konzipierte und gut begleitete Angebote können sich beispielsweise fördernd auf soziale, interkulturelle, aber auch persönliche Kompetenzen auswirken. Als Konsequenz dieser Erkenntnisse sollte allen jungen Menschen, unabhängig ihrer Herkunft, Bildung oder weiterer soziodemografischer und persönlicher Merkmale die Teilnahme möglich sein. Kinder und Jugendliche mit Behinderung stehen dabei vor größeren Herausforderungen und Barrieren. Zwar gibt es Reisen, die inklusiv ausgerichtet sind, und Organisationen, die teilweise schon seit vielen Jahren sowohl Kinder und Jugendliche mit als auch ohne Behinderung auf ihre Reisen mitnehmen. Ein Großteil der Angebote ist jedoch entweder für die eine oder die andere Zielgruppe ausgeschrieben.

Durch ihre Struktur und die geschilderten Spezifika sind Kinder- und Jugendreisen ein besonders geeigneter Ort, mit heterogenen Gruppen zu arbeiten und von Vielfalt zu profitieren. Gegenseitiges Lernen, gruppenspezifische Prozesse und die Förderung von Selbstbewusstsein und sozialen Kompetenzen – all diese Aspekte können stärker ausgeprägt sein, wenn Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung gemeinsam verreisen. Aus diesen Gründen und vor dem Hintergrund des öffentlichen und bildungspolitischen Diskurses um Inklusion in anderen Feldern formaler und nonformaler Bildung, widmet sich die „Initiative Inklusives Kinder- und Jugendreisen in NRW“ der Förderung von inklusiven Angeboten in diesem Arbeitsfeld.

Die Projektentstehung

Im Jahr 2012 wurde im Auftrag und mit Förderung des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport (MFKJKS) des Landes NRW die Potentialanalyse Inklusives Kinder- und Jugendreisen NRW vom Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung der TH Köln durchgeführt¹. Die Studie nahm eine Bestandsaufnahme zu inklusiven Angeboten in Nordrhein-Westfalen vor, indem Fachkräfte, Akteurinnen und Akteure zu ihren Tätigkeiten und Erfahrungen befragt wurden. Es entstand ein differenziertes Bild verschiedener Ansätze und Akteure. So wurde deutlich, dass Inklusion für viele Reiseanbieter und Reiseveranstalter und Unterkünfte eine große Rolle spielt, dass es jedoch häufig an Ressourcen und Know-How fehlt, wie entsprechende Angebote umgesetzt werden können. Die befragten Fachkräfte wünschten sich einen fachlichen Austausch innerhalb des Arbeitsfeldes, um von Erfahrungswerten anderer Organisationen zu profitieren. Gleichzeitig sprachen sich viele der Befragten für eine verstärkte Kooperation mit anderen Akteurinnen und Akteuren aus, um gemeinsam beispielsweise Ansätze für eine gelingende Öffentlichkeitsarbeit oder Konzepte zur Schulung von ehrenamtlichen Mitarbeitenden zu entwickeln. Es konnten große Motivation aber auch der Bedarf nach individuellen Ansätzen zur Umsetzung von Inklusion in der eigenen Organisation festgestellt werden.

Die Bestandteile der Initiative

Auf diesen Ergebnissen basiert die „Initiative Inklusives Kinder- und Jugendreisen in NRW“. Gefördert vom Ministerium für Familie, Kinder, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, ist das Projekt auf den Zeitraum von 2014 bis 2017 angelegt. Für die Gesamtkoordination ist der

.....
1 Dubiski, Judith (2012): Inklusives Kinder- und Jugendreisen in Nordrhein-Westfalen. Bericht zur Potenzialanalyse. In: Schriftenreihe des Forschungsschwerpunkts Nonformale Bildung. Köln. Download unter: http://www1.fh-koeln.de/imperia/md/content/www_nonformale_bildung/materialiendownloadas/dubiski_judith__2012__bericht_zur_potenzialanalyse_inklusives_kinder-_und_jugendreisen.pdf

Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung der TH Köln zuständig. Die Initiative fußt auf drei Säulen und verschiedenen Aktivitäten. Das übergeordnete Ziel ist die Förderung von inklusiven Reiseangeboten und die Förderung der Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung an allen Formaten im pädagogischen Kinder- und Jugendreisen.

Die erste Säule sichert den fachlichen Austausch zwischen verschiedenen Akteurinnen und Akteuren des Arbeitsfeldes. Zu diesem Zweck wird ein Netzwerk aufgebaut; es werden je zwei Netzwerktreffen pro Jahr veranstaltet. Zum Netzwerk gehören u.a. Fachkräfte, Multiplikatorinnen und Multiplikatoren der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe, Vertreterinnen und Vertreter von Verbänden, Unterkünften sowie Reiseveranstaltern. Diese Treffen werden genutzt, um aktuelle Bedarfe und Entwicklungen zu diskutieren, fachliche Diskurse fortzuführen und mit anderen Organisationen ins Gespräch zu kommen. Themen, die hierbei eine Rolle spielen, sind beispielsweise die Bedeutung von Inklusion im Zusammenhang mit Kinder- und Jugendreisen, Öffentlichkeitsarbeit und Finanzierung sowie die Programmgestaltung. Ein besonders intensiv bearbeiteter Aspekt ist die Kooperation zwischen Trägern der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe, die eine Zusammenführung der Zielgruppen ermöglicht. Solche Kooperationen scheinen sinnvoll, da es beispielsweise zu Finanzierungsproblemen kommt, wenn ein Träger der Jugendarbeit zusätzliche Gelder für Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigung beantragen möchte. Zu eben dieser Schnittstelle und dem Potential zur Zusammenarbeit hat sich aus der Initiative des Netzwerkes eine Arbeitsgruppe gegründet, die gemeinsame Leitlinien für inklusives Kinder- und Jugendreisen erarbeitet, aber auch strukturelle Herausforderungen und Schwierigkeiten aufdeckt. Im Netzwerk sind ca. 50 Fachkräfte aktiv und kontinuierlich engagiert. Der Aufbau und die Arbeit des Netzwerkes, seine Verzahnung mit anderen Arbeitsfeldern und Akteuren und die Sicherung der Nachhaltigkeit werden von einem Beirat begleitet, der zweimal jährlich tagt. Im Verlauf des Projektes finden zudem zwei öffentliche Fachforen statt, die den Kreis der kontinuierlich beteiligten Akteurinnen und Akteuren weiten, zusätzliche Perspektiven eröffnen und zugleich die Ergebnisse der Netzwerkarbeit in die Fachöffentlichkeit tragen sollen.

Die fortschreitende Forschungstätigkeit bildet die zweite Säule der Initiative. Diese zielt zum Einen auf eine theoriegestützte Analyse und Beschreibung des Diskurses und die theoretische Weiterentwicklung von Begriffen und Konzepten. So werden beispielsweise die mit den Akteuren aus der Praxis geführten Diskussionen zu Begriffen wie „Partizipation“ und „Subjektorientierung“ in der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe begleitet, analysiert und theoretisch untermauert, um eine Annäherung an ein gemeinsames Begriffsverständnis zu erreichen. Zum Anderen wird in einer empirischen Phase der Fokus auf das Geschehen während der als inklusives Angebot konzipierten Reisen gerichtet: Wie erleben die Teilnehmenden die Reisen? Welche Relevanz hat es für sie, dass bzw. ob jemand eine Behinderung hat, aus einem anderen Land kommt, einen anderen sozialen Hintergrund hat? Wie wird trotz – oder gerade wegen – wahrgenommener Unterschiede Gemeinschaft hergestellt? Diesen Fragen wird mittels teilnehmender Beobachtung und Interviews nachgegangen.

Individuelle Bedarfe zu bearbeiten und passende Ansätze für die eigene Organisation zu finden, waren weitere Wünsche der Befragten in der Potentialanalyse. Aus diesem Grund wurde als dritte Säule der Initiative ein Fachkräftepool ins Leben gerufen, der Organisationen des Kinder- und Jugendreisens in ihrem Vorhaben berät, in Zukunft verstärkt inklusiv zu arbeiten. Der Fachkräftepool wird als Teilprojekt von transfer e.V. in Kooperation mit Freizeit ohne Barrieren e.V. koordiniert. Insgesamt wurden 20 Praxispartner aus den Bewerbungen ausgewählt, die im Laufe des Projektes fünf Beratungen erhalten. Die Beratungstermine finden vor Ort statt und können flexibel terminiert werden. Die jeweiligen Bedarfe sind so unterschiedlich wie die Praxispartner und sind stark davon abhängig, wie sehr sich die Organisationen bereits mit der Thematik auseinandergesetzt haben.

Von der theoretischen Erarbeitung eines Konzeptes über die Schulung von (ehrenamtlichen) Mitarbeitenden bis hin zur Gestaltung von Programmen und Gewährleistung von Barrierefreiheit in allen Belangen der Maßnahme wurden sehr vielfältige Zielsetzungen für die Beratungen formuliert. Unter den Partnerorganisationen finden sich Unterkünfte, Veranstalter, erlebnispädagogische Programmanbieter, Verbände und kommunale Institutionen. Um dieser Bandbreite gerecht zu werden, besteht der Fachkräftepool aus Expertinnen und Experten unterschiedlicher Fachrichtungen und Professionen mit verschiedenen Kompetenzen und Hintergründen. Alle bringen jedoch einen hohen Erfahrungswert in der Gestaltung von pädagogischen Reise- und Freizeitangeboten sowie der Arbeit mit heterogenen Gruppen mit und weisen ein hohes Maß an Beratungskompetenzen auf. Bis September 2017 können auf diese Weise innovative Ansätze verfolgt und konkrete Projekte umgesetzt werden. Dabei geht es beispielsweise um die Gestaltung einer öffentlichkeitswirksamen Außendarstellung zur Erreichung neuer Zielgruppen, die Verankerung von Inklusion als Schwerpunkt in der Organisationsstruktur oder den Ausbau von Netzwerken und Kooperationen im lokalen Umfeld. Zusätzlich zu den Beratungen wird im September 2016 eine Nachhaltigkeitsschulung stattfinden, die den langfristigen Effekt des Projektes sicherstellen möchte. Zu diesem Zweck werden Themen aufgegriffen, die in den Beratungen nicht zielführend aufgegriffen werden können oder erst zu einem späteren Zeitpunkt im Projektverlauf deutlich geworden sind. Der Umgang mit leichter Sprache, inklusive Gruppenpädagogik und Finanzplanung stehen auf der Agenda der dreitägigen Schulung.

Die Initiative Inklusives Kinder- und Jugendreisen NRW vereint verschiedene Aktivitäten, die sich an Bedarfen aus der Praxis ausrichten. Die Förderung von Zusammenarbeit und Austausch, eine kontinuierliche wissenschaftliche Begleitung und die individuelle Beratung können langfristig zu einer vermehrten Anzahl inklusiver Angebote im Kinder- und Jugendreisen führen. Die bisherigen Projekterfahrungen zeigen, dass sich zahlreiche engagierte Fachkräfte, Multiplikatorinnen und Multiplikator sowie Organisationen für dieses Ziel einsetzen.

Für weitere Informationen: www.inklusiveunterwegs.de



Judith Dubiski
TH-Köln, Forschungsschwerpunkt nonformale Bildung
judith.dubiski@th-koeln.de



Stefanie Vogt
TH-Köln, Forschungsschwerpunkt nonformale Bildung
stefanie.vogt@th-koeln.de



Andreas Rosellen
transfer e.V., Beratung und Qualifizierung, Köln
rosellen@transfer-ev.de

Literatur

Under Construction: Ergebnisse des G5 Inklusionsprojektes der Arbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW e.V. (AGOT-NRW e.V.) Herausgeber: Arbeitskreis G5/Landeszentrale Trägergruppen der Kinder- und Jugendsozialarbeit in NRW 2015

Aej – Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend in Deutschland/Aktion Mensch 2014: Perspektiven für eine neue Offenheit in der Kinder- und Jugendarbeit und Handlungsempfehlungen für die Praxis
[http://www.evangelischejugend.de/fileadmin/user_upload/aej/Downloads/Publikationen/PDF-Ausgaben/aej_Handreichung_Auftrag_Inklusion_Standortbestimmung.pdf](http://www.evangelischejugend.de/fileadmin/user_upload/aej/Die_aej/Downloads/Publikationen/PDF-Ausgaben/aej_Handreichung_Auftrag_Inklusion_Standortbestimmung.pdf)
(Zugriff am 19. Mai 2016, 15.00 Uhr)

Dannenbeck, C. & Dorrance, C. (2011): Inklusion in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe – ein Fortbildungsmodul. In: P. Flieger, & v. Schönwiese, Menschenrechte Integration Inklusion. Bad Heilbrunn. Julius Klinghardt

Dannenbeck, C. (2014): Inklusive Kinder- und Jugendarbeit? Diskursbeobachtungen im Feld Sozialer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen In: deutsche Jugend. Inklusion. Beltz Juventa 11/2014

Handlungsempfehlungen Gütersloh. Ergebnisse aus dem Projekt „Inklusion in der Kinder- und Jugendförderung in der Stadt Gütersloh“ http://www.guetersloh.de/tiny/Hbi//upload/binarydata_gueterslohd4cms/19/86/07/00/00/00/78619/-Projektbericht_Inklusion.pdf Seite 61 bis 66 (Zugriff am 19. Mai 2016 15:30 Uhr)



11.

EMPFEHLUNGEN AUS DEM
MODELLPROJEKT „INKLUSION
IN DER JUGENDFÖRDERUNG“

Projektkontext

Das zweijährige Modellprojekt wurde durch die Technische Hochschule Köln (TH Köln), Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften, Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung wissenschaftlich begleitet. Die Projektleitung hatten Prof. Dr. Andreas Thimmel und Prof. Dr. Andrea Platte inne. Die Evaluation durchgeführt und ausgewertet haben die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Judith Dubiski M.A. und Dipl. Päd. Anke Frey.

Die wissenschaftliche Begleitung verfolgte drei Ziele:

Erstens einen gemeinsamen Diskurszusammenhang mit Blick auf eine Leitorientierung „Inklusion in der Jugendförderung“ zu schaffen (Konzeptionsebene)

Zweitens Erkenntnisse zu systematisieren, wie die Leitidee der Inklusion kommunale Planungs- und Steuerungsprozesse der Jugendförderung verändert (Strukturebene) und

Drittens Erkenntnisse aus den Praxen der Jugendförderung zu gewinnen, die Veränderungen und Bedingungen für inklusive Praxen verdeutlichen (Umsetzungsebene).

In der vorliegenden Synopse sind Erkenntnisse aus dem Prozess der wissenschaftlichen Begleitung und Empfehlungen der sechs Modellkommunen zusammenfassend dargestellt.

1. KONZEPTIONSEBENE

Handlungsprinzipien der Jugendförderung

Die Handlungsprinzipien der Jugendförderung (wie Freiwilligkeit, Partizipation, Integration, Lebenswelt- und Biographieorientierung, Zeit- und Alltagsorientierung, Dezentralisierung und Regionalisierung) liegen eng an den Prinzipien einer inklusiven Pädagogik und Didaktik. Das Feld der „Freizeit“ bietet gute Voraussetzungen zur Gestaltung inklusiver Settings. Anders als in formalen Bereichen stehen in der Jugendförderung Themen und Interessen von Kindern und Jugendlichen im Vordergrund, die als „gemeinsamer Gegenstand“ attraktiv sind und das Miteinander von behinderten und nicht-behinderten Kindern und Jugendlichen ermöglichen. Hier kann Jugendförderung auf ihre eigene Expertise bauen und die ihr genuine Flexibilität in der Ausgestaltung von Angeboten nutzen.

Orientierung: Alltag der Jugendförderung

Jugendförderung zielt darauf, Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen Zugänge zu und Teilnahme an allen Angeboten und offenen Bereichen der Jugendförderung zu ermöglichen. und erhöht damit Wahlmöglichkeiten selbstbestimmter Freizeit für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen und deren Familien. Jugendförderung schafft dabei keine speziellen Angebote für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen, sondern bleibt an ihrem Alltag und ihrem „Profil“ orientiert. Die Prinzipien der Jugendförderung sind auch unter der Leitorientierung Inklusion als handlungsleitend beizubehalten. Eine starke „Didaktisierung“ und „Betreuung“ steht diesen Prinzipien entgegen.

2. STRUKTUREBENE

Inklusion politisch verankern

In der Kommune trägt eine Beschlussfassung (Ratsbeschluss, Beschluss im Jugendhilfeausschuss) und die Festschreibung von Inklusion im kommunalen Jugendförderplan wesentlich zu

einer systematischen Verankerung bei. Die politische Willensbekundung fördert den Prozess, sich auf verschiedenen Ebenen verantwortlich mit der Umsetzung zu beschäftigen. Der Dialog mit Trägern und unter Trägern wird vor allem durch die Festschreibung im Jugendförderplan angeregt.

Rückhalt auf Leitungsebene

Jugendförderung ist als eigenes Handlungsfeld in relevanten Gremien und kommunalen Planungsprozessen zu berücksichtigen. Dazu braucht es die Unterstützung von Leitungsebenen (Amtsleitung, Abteilungsleitung, Bereichsleitung), die Entwicklungen in der Kommune und der Jugendförderung in relevante politische Gremien zurücktragen und geeignete organisatorische und personelle Rahmenbedingungen für das Handlungsfeld bereitstellen können.

Inklusion als Querschnittsthema

Bei der Entwicklung von Inklusion in der Jugendförderung sind vorangegangene Entwicklungen in der Kommune (z.B. Inklusionspläne, stadt-/kreisweite Netzwerke, konkrete Vorläuferprojekte, Erhebungen etc.) zu berücksichtigen. Dies ermöglicht den Anschluss an Entwicklungen in anderen Handlungsfeldern. Inklusion als Querschnittsthema zu verankern bedeutet auch, die Versäulung unterschiedlicher Fachbereiche zu öffnen, Wissen und Erfahrungen zu teilen, Synergien zu nutzen und gemeinsam gute Erfahrungen und (Schnittstellen-)Probleme in der Umsetzung von Inklusion zu identifizieren.

Prozesse organisieren und steuern

Prozessbegleitende Arbeitsgruppe Inklusion in der Jugendförderung

Eine begleitende (ämter-/fachbereichsübergreifende) Arbeitsgruppe dient der nachhaltigen Steuerung der Umsetzung von Inklusion in der Jugendförderung. Eine solche AG organisiert die Prozesse auf den unterschiedlichen kommunalen Ebenen und mit den Trägern, bündelt Erfahrungen und ermöglicht einen Wissenstransfer, z.B. mit Blick auf weitere Träger, Multiplikatorinnen und Multiplikatoren. Zudem organisiert sie den kollegialen Fachaustausch mit Trägern und Beteiligten und entwickelt passende Formate der Öffentlichkeitsarbeit. In der Kooperation mit Trägern sind jedoch die Ressourcen der Akteurinnen und Akteure zu berücksichtigen (z.B. Zeitaufwand für die Teilnahme an der Projekt-AG, Aufwand für Fortbildungen etc.). Für die Entwicklung von Inklusion in der Kommune unabhängig von einem begrenzten Projektzeitraum sollte daher eine Prozessbegleitung dauerhaft etabliert werden.

Zielentwicklung und überschaubare Projekte

Die Komplexität des Themas Inklusion bedarf einer Operationalisierung für die Jugendförderung. Eine Bestandsaufnahme und die gemeinsame Formulierung von Zielen ist eine wichtige Ausgangsbasis. Die gemeinsame Entwicklung von realistischen, überschaubaren Praxisprojekten bietet einen guten Anfang und vermeidet die Überforderung von Beteiligten.

Träger gewinnen

Eine wichtige Bedingung zur Umsetzung von Inklusion ist die Gewinnung von Trägern, die offen sind für eine kritische Selbstreflexion ihrer Arbeit und die Entwicklung von neuen Ansätzen zur Veränderung. Dies gelingt vor allem durch die Verbreitung von Erfahrungen mit inklusiven Praxen. Die oft negativ geprägte Diskussion um Inklusion in der Schule überlagert mitunter gelingende Entwicklungen in anderen pädagogischen Arbeitsbereichen. Auch deshalb braucht es Zeit und Überzeugungsarbeit, Träger zu gewinnen. Für die Umsetzung von Projekten braucht es bei Trägern verantwortliche Personen, die gemeinsam und kontinuierlich mit kommunaler Verwaltung Inklusion entwickeln. Eine hohe konzeptionelle Freiheit in der Entwicklung, die sich an trägerspezifischen Ressourcen, Rahmenbedingungen, Erfahrungen und lokalen Bedingungen orientiert, wirkt – in Bezug auf Inklusion genau wie in allen anderen Gebieten – nachhaltig unterstützend.

Steuerung im Dialog

Das Thema Inklusion löst Fragen, Widerstände oder Unsicherheiten aus und erfordert die Auseinandersetzung über verschiedene Standpunkte und Positionen. Inklusion verspricht weder einfache Lösungen noch end- und allgemeingültige Antworten. In der Entwicklung von Inklusion ist daher Raum für dialogische Prozesse zu schaffen (z.B. zur Analyse eigener Strukturen und Praxen, zur Auseinandersetzung mit pädagogischen Fragen). Fachliche Entwicklung in der Jugendförderung wird unterstützt durch die Förderung eines kontinuierlichen kollegialen Austauschs, der reflexive Offenheit in der Organisation fördert. Dialogische Prozesse sind auch dazu zu nutzen, Schwierigkeiten oder negative Erfahrungen in der Umsetzung von Inklusion zu thematisieren und daraus konstruktive Erkenntnisse abzuleiten („Fehlerfreundlichkeit“).

Netzwerkarbeit und Kooperation

Sowohl die interne (z.B. mit anderen Fachbereichen/kommunalen Netzwerken) als auch externe Vernetzung (mit anderen Institutionen, Selbstorganisationen, Initiativen etc.) ist im Hinblick auf Inklusion auf eine sinnvolle Erweiterung oder veränderte Ausrichtung zu untersuchen. Die Erfahrungen und das Wissen der Behindertenhilfe sind in der Entwicklung von Inklusion unterstützend und hilfreich. Aber auch systematische Eigenlogiken und unterschiedliche Professionen sind zu beachten und brauchen Zeit und Raum in der Kooperationsentwicklung. Zugleich bieten Kooperationsprozesse die Chance, auch strukturelle Barrieren, die sich aus den unterschiedlichen Systematiken von Jugend- und Behindertenhilfe ergeben (z.B. Finanzierung von Dolmetschern im Freizeitbereich, Übernahme von Pflege- oder Betreuungsaufwand) zu identifizieren und Lösungen zu entwickeln (z.B. über die Veränderung von Förderrichtlinien der Jugendförderung). Sowohl der Kooperationsaufbau als auch die Pflege von Kooperationen brauchen entsprechende Ressourcen. Neue Kooperationen (z.B. mit Einrichtungen der Behindertenhilfe und Schulen) sind auf Langfristigkeit hin anzulegen.

Personalressourcen

Für die Entwicklung von Inklusion in der Jugendförderung sind – wie bei anderen Prozessen auch – Personalressourcen auf unterschiedlichen Ebenen relevant: sowohl für die Projektkoordination als auch bei beteiligten Trägern. Die Gestaltung inklusiver Praxen ist nicht primär an eine barrierefreie Ausstattung oder Infrastruktur gebunden, sondern basiert vor allem auf der Möglichkeit einer pädagogisch sinnvollen Ausgestaltung und Begleitung von Settings. Träger benötigen daher insbesondere eine gute personelle Infrastruktur sowie den flexiblen Rückgriff auf Personal, wenn das Setting dies erfordert.

Fachwissen und Fortbildung

Im Kontext von Inklusion ist sowohl der flexible Rückgriff auf Fachwissen (z.B. Fortbildungen zu Behinderungsformen, zu Methoden, leichter Sprache etc.) als auch Erfahrungswissen in pädagogischen Prozessen gleichsam wichtig. Für Fachkräfte und insbesondere ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollte es daher ermöglicht werden, bedarfsorientiert an Fortbildungen teilzunehmen. Gleichzeitig kommt dem kollegialen Wissens- und Erfahrungstransfer eine hohe Bedeutung zu.

Prozess und Nachhaltigkeit: Koordination Inklusion

Modellprojekte bieten nur für einen begrenzten Zeitraum Ressourcen und Freiräume, inklusive Praxis zu entwickeln. Weitere kommunale Entwicklungen, insbesondere die Verbreitung von Erfahrungen und Gewinnung weiterer Träger, brauchen die Absicherung durch eine dauerhafte Projektkoordination. Diese kann wesentlich zu einer kontinuierlichen Bestandsaufnahme und Berichterstattung zu inklusiven Entwicklungen in der Jugendförderung/Kommune beitragen und ist wichtiger Multiplikator für einen kommunalen Wissens- und Ergebnistransfer (z.B. über AG § 78,

AK § 80, Jugendpflegerinnen und Jugendpfleger, geeignete kommunale Netzwerke, fachbereichsübergreifend).

3. UMSETZUNGSEBENE

Zugänge über Themen und attraktive Angebote

Die Zugänge zu inklusiven Angeboten werden vor allem über gemeinsame Themen und Interessen von Kindern und Jugendlichen geschaffen. Inklusion bedeutet auch, klare fachliche und/oder andere Grenzen zu benennen. Solche Klarheit (bei einem Träger/bei einem Team) schafft Transparenz und vermeidet Frustration bei allen Beteiligten.

Netzwerkarbeit und Kooperation

Aktiv auf neue Zielgruppen zuzugehen heißt auch, neue Kooperationspartnerinnen und -partner zu suchen und z.B. die Vernetzung mit der Behindertenhilfe aktiv anzugehen. In der Kooperationsentwicklung ist die Struktur der Netzwerkpartner zu beachten (überregionale Organisation der Behindertenhilfe vs. Elternvereine, Förderschulen auf sozialräumlicher Ebene oder im ländlichen Raum).

Inklusive Angebote planen

Die Planung und Umsetzung inklusiver Angebote ist für Träger ein zeitintensiver und langfristiger Prozess. Kinder- und Jugendförderung ist per se einer hohen Dynamik unterworfen und muss sich in ihren Angeboten und Settings immer flexibel auf die Bedürfnisse von Adressatinnen und Adressaten einstellen. Diese Anforderung erhöht sich mit Inklusion und macht es oftmals notwendig, Angebote ad hoc anzupassen, mögliche Barrieren pragmatisch zu beseitigen oder kreative Lösungen zu finden. Bei Kindern und Jugendlichen, die nicht selbstständig Angebote und/oder die Einrichtung erreichen können muss daran gedacht werden, Mobilität zu ermöglichen. Vor allem sind hier nachhaltige Lösungen zu entwickeln, die eine regelmäßige Teilhabe an (offenen) Angeboten sicherstellen und nicht lediglich einen begrenzten Projektzeitraum betreffen.

Inklusive Angebote umsetzen

Jugendförderung bietet die Möglichkeit, situationsangemessen „Vielfalt“ und „anders sein“ offensiv zum Thema zu machen. Diese Chance sollte genutzt werden, ohne jedoch die Jugendförderung zu einer „pädagogischen Veranstaltung“ zu machen. Leistung und Wettbewerb sind ebenfalls Teil von Jugendförderung (z.B. in Sportangeboten) und auch Bedürfnis von Kindern und Jugendlichen. Auch im Kontext von Inklusion sollte Leistung kein Tabu sein, vielmehr können Kinder und Jugendliche einen Umgang damit erlernen.

Zusammenarbeit mit Eltern

Familien Kinder und Jugendlicher mit Behinderungen brauchen Zeit für den Aufbau von Vertrauen zu Trägern der Jugendförderung, die ihnen persönlich und strukturell meist unbekannt sind. Es ist hilfreich, das Wissen von Eltern zu ihren Kindern zu nutzen und einzubeziehen. Expertinnen und Experten für sich selbst bleiben jedoch die Kinder und Jugendlichen. Adressatinnen und Adressaten der Jugendförderung sind die Kinder- und Jugendlichen, ungeachtet einer konzeptionell bewusst angelegten stärkeren Einbeziehung von Eltern. Für die Jugendförderung ist daher eine angemessene Balance zwischen „elternfreier“ Zone und der sinnvollen Kooperation mit Eltern im Kontext von Inklusion zu finden. Im Aufbau einer guten Zusammenarbeit mit Eltern ist sowohl die Transparenz über das Arbeitsfeld Kinder- und Jugendarbeit mit ihren Prämissen als auch die Transparenz über die Fachlichkeit eines Trägers in der Begleitung unterschiedlicher Kinder und Jugendlicher zentral wichtig.

Was dieses Fazit und diese Empfehlungen im Einzelnen für die regionale Ebene und für Kommunen bedeuten, die sich nach dem Modellprojekt zu mehr Inklusion in der Jugendförderung auf den Weg machen, zeigt abschließend der Ausblick „Inklusion in der Jugendförderung – ein Modellprojekt in die Fläche bringen“.



DR. HILDEGARD PAMME, IRMGARD GRIESHOP-SANDER,
BERNHARD SELBACH, DR. KARIN KLEINEN

12

AUSBLICK: INKLUSION IN
DER JUGENDFÖRDERUNG –
EIN MODELLPROJEKT IN
● DIE FLÄCHE BRINGEN

Ausblick: Inklusion in der Jugendförderung – ein Modellprojekt in die Fläche bringen

Inklusive Jugendförderung kann gelingen. Das haben aus verschiedenen Perspektiven die Beiträge in dieser Arbeitshilfe eindrucksvoll gezeigt. Deutlich wurde, dass ein angemessenes Angebot für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung von der förderlichen Haltung, der engagierten Zusammenarbeit und der kontinuierlichen Lust, Barrieren zu überwinden, abhängig ist. Insgesamt liefern die Beiträge fruchtbare Erkenntnisse und Erfahrungen, wie die kommunale Jugendförderung die Aufgabe der Inklusion gestalten und erfolgreich bewältigen kann.

Offen ist noch, ob der Wunsch der Initiatorinnen und Initiatoren eines jeden Modellprojektes in Erfüllung geht, dass die Standorte ihre im Projektverlauf erzielten Erfolge zukünftig verstetigen können. Dazu braucht es auch eine Verstetigung von personellen und finanziellen Ressourcen. Ein Faktor, dem zwar einige Modellkommunen – teilweise in reduzierter Form – Rechnung tragen, der allerdings nicht allein vor Ort gestemmt werden kann.

Ziel dieses abschließenden Beitrages ist es nun, die Erkenntnisse und Erfahrungen so zu bündeln und zu präsentieren, dass deutlich wird, was nordrhein-westfälische Kommunen brauchen, die nicht am Modellprojekt beteiligt waren, gleichwohl aber den Inklusionsgedanken in der Jugendförderung stärken wollen. Wie also kommt das Modellprojekt in die Fläche? Im Einzelnen wird zu folgenden Fragen Stellung genommen:

1. Wie können die Landesjugendämter Rheinland und Westfalen-Lippe die 187 Jugendämter in NRW für eine Intensivierung des Inklusionsgedankens in der Jugendförderung gewinnen? Wie können die Fachberaterinnen und Fachberater sie ganz konkret in ihren Prozessen vor Ort unterstützen?
2. Wie können engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Prozesse in der Jugendförderung und Jugendhilfeplanung vor Ort gemeinsam voranbringen?
3. Welche Weichenstellungen sind in Zukunft von Seiten des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport zu stellen?

Wie können die Landesjugendämter Rheinland und Westfalen-Lippe die 187 Jugendämter in NRW für eine Intensivierung des Inklusionsgedankens in der Jugendförderung gewinnen? Wie können die Fachberaterinnen und Fachberater sie ganz konkret in ihren Prozessen vor Ort unterstützen?

Die Fachberaterinnen und Fachberater der Landesjugendämter Rheinland und Westfalen-Lippe hatten über zwei Jahre die Gelegenheit, von dem durch das Modellprojekt gegebenen Rahmen für ihre Beratungspraxis zu profitieren und ihr Know-how an die beteiligten Kommunen weiter zu geben. Ihre Begleitung und Unterstützung in allen Projektphasen wurde von den Koordinatorinnen und Koordinatoren vor Ort als bedeutender Faktor gewürdigt. Für die Zukunft gilt es daher, eine vergleichbare überregionale und örtliche Unterstützungsstruktur zu gewährleisten. Wichtige Eckpunkte sind hier:

- eine strukturelle Förderung für öffentliche und freie Träger, die Inklusion in der Jugendförderung intensivieren möchten – sowohl auf der konkreten Angebotsebene als auch für Koordinationsaufgaben der örtlichen Steuerung und für Prozessbegleitung;
- eine projektgebundene Förderung als weiterer Anreiz für eine Intensivierung von Inklusion in der Jugendförderung;
- die Entwicklung von Fortbildungsformaten, die geeignet sind, die Erfahrungen des Modellprojektes weiter zu vermitteln („Inklusionswerkstätten“) sowie die Finanzierung für bedarfsorientierte Fortbildungen und Beratungsprozesse, die Beteiligte in den Kommunen befähigen, die Kooperation der Leistungssysteme „Jugendförderung“ und „Behindertenhilfe“ weiter zu entwickeln;

- das Thema Inklusion mit seinen fachlichen Herausforderungen regelmäßig in die bestehenden überörtlichen Kommunikationsstrukturen zu integrieren;
- die Bereitstellung von personellen und finanziellen Ressourcen für eine überörtliche Kommunikationsstruktur, in der die Kommunen, die sich auf den Weg machen, die Möglichkeit haben, sich fachlich auszutauschen und ihre Erfahrungen zu reflektieren (Arbeitskreis/Fachdialog „Inklusion in der Jugendförderung“);
- verlässliche, flexible, gut erreichbare und mobile Prozessbegleitung einzelner Kommunen durch Fachberaterinnen und Fachberater, die die im Modellprojekt gemachten Erfahrungen auch „Newcomern“ zur Verfügung stellen können. Die Fachberaterinnen und Fachberater brauchen dazu die zeitlichen Ressourcen in den neu entstehenden Projekten vor Ort präsent sein zu können.

Wie können engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Prozesse in der Jugendförderung und Jugendhilfeplanung vor Ort gemeinsam voranbringen?

Bei allen wertvollen Erfahrungen und Erkenntnissen, die im Modellprojekt gemacht wurden: Auch die Kommunen, die sich nach dem Modellprojekt auf den Weg machen, brauchen zeitliche und personelle Ressourcen, die Raum für Erprobung schaffen: Neue inklusive Praktiken wollen ausprobiert werden, eine gelingende Kooperation zwischen Jugendförderung und Behindertenhilfe will initiiert und koordiniert werden. Nur so können auch „Newcomer“ Schritt für Schritt eine förderliche professionelle Haltung und Organisationskultur bei allen beteiligten öffentlichen und freien Trägern entwickeln und etablieren. Fehlerfreundlichkeit und kontinuierliche Reflexionsmöglichkeiten sind vor Ort unerlässlich (vgl. Handlungsempfehlungen für eine inklusive Kinder- und Jugendförderung der Stadt Gütersloh in dieser Arbeitshilfe).

Darüber hinaus braucht es:

- eine systematische Einbettung des Inklusionsthemas in die politisch-administrativen Strukturen und Prozesse der örtlichen Kinder- und Jugendhilfe auf der Basis eines entsprechenden Beschlusses des Jugendhilfeausschusses. Dazu gehören die Integration des Themas in den kommunalen Kinder- und Jugendförderplan sowie ein konkreter Leitungsauftrag für die Jugendförderung. Diese Formalisierung des Prozesses (vgl. Spieckermann in dieser Arbeitshilfe) ist sowohl zu Beginn erster Aktivitäten als auch gegen Ende eines ersten Innovationszyklus zur Verstetigung wichtig.
- eine Bestandsaufnahme der Aktivitäten und Akteure, die sich bereits für eine inklusive Ausrichtung von Jugendförderung einsetzen und eine partizipative Aushandlung der neuen Ziele mit interessierten Trägern. Wie und wo auf der Maßnahmenebene dabei angesetzt werden kann, zeigen die von Frau Storm aufgezählten Möglichkeiten, die Praxisdarstellungen der sechs Kommunen sowie das Beispiel „Cafe Leichtsinn“ und die inklusiven Jugendreisen.
- eine Arbeits- und Projektstruktur, in der das große Thema für die örtlichen Bedingungen und Ressourcen kleinschrittig in konkrete Handlungsziele überführt wird. Anregungen bieten die Erfahrungsberichte der sechs Kommunen in dieser Arbeitshilfe. Im Einzelnen sind insbesondere notwendig:
 - engagierte Jugendpflegerinnen und Jugendpfleger, die verlässlich und kontinuierlich die Koordination und Kooperation gestalten und dazu die nötigen Zeitressourcen und Vollmachten gebrauchen.
 - die Klärung von Zuständigkeiten, Kommunikationszusammenhängen und konkreten Aufträgen der Beteiligten;
 - die Einbindung der Fachkräfte der Jugendhilfeplanung in die Arbeits- und Projektstruktur.

Welche Weichenstellungen sind in Zukunft von Seiten des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport zu stellen?

Das Ziel, das das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport NRW mit dem Modellprojekt verbunden hat, war „die nachhaltige Entwicklung von Modellen zu initiieren und zu fördern“ und „ein Umdenken hin zu inklusiven Strukturen“ bei den öffentlichen und freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe vor Ort zu unterstützen (vgl. Pavek in dieser Arbeitshilfe). Ein, ja vielleicht sogar das zentrale Ergebnis des Modellprojektes ist es, dass jede Form von Nachhaltigkeit eine Verstärkung der Unterstützungsstrukturen braucht:

- Das Modellprojekt wurde durch den Kinder- und Jugendförderplan 2013 - 2017 über den Förderschwerpunkt „Teilhabe von jungen Menschen mit Behinderungen“ gefördert. Eine solche Fördermöglichkeit ist auch in der neuen Legislaturperiode zu erhalten, um motivierten Kommunen eine Anschubfinanzierung zu ermöglichen, sowohl für konkrete Angebote bzw. Projekte einer inklusiven Jugendförderung als auch für die Koordination erforderlicher Maßnahmen wie die Netzwerkarbeit mit den verschiedenen Akteuren vor Ort.
- Der Inklusionsbeirat NRW hat einvernehmlich Leitsätze für eine inklusive Jugendförderung auf Basis der Erkenntnisse und Erfahrungen der drei Modellprojekte in diesem Themenbereich beschlossen. Sie sind in dieser Arbeitshilfe abgedruckt. In welchem Maße von den Erkenntnissen und Erfahrungen zukünftig Gebrauch gemacht werden wird, wird auch davon abhängen, wie aktiv die Leitsätze in (Fach-)Öffentlichkeit und Politik verbreitet werden, wie sie weiterentwickelt werden und Berücksichtigung bei zukünftigen Projekten und Entscheidungen finden.
- Die im Modellprojekt entstandene fachliche Expertise in Sachen „inklusive Jugendförderung“ auf Seiten der Praxis, der Fachberatung und der Wissenschaft braucht weiteren Fachaus-tausch, an dem öffentliche und freie Trägern an der Schnittstelle Jugendförderung und Behindertenhilfe zu beteiligen sind. Ob dazu der „Fachbeirat Kinder und Jugendliche mit Behinderungen“ des Inklusionsbeirates NRW geeignet ist oder ob es eine neue Kooperationsform braucht, ist zu diskutieren.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die die Prozesse in der Jugendförderung und Jugendhilfeplanung vor Ort gestalten, brauchen immer wieder den Mut, anzufangen und weiter zu machen. Alle Ebenen brauchen eine förderliche Philosophie für den Prozess (vgl. Handlungsempfehlungen Gütersloh; Projektergebnisse G5-Projekt „Under Construction“ in dieser Arbeitshilfe). Beide Leistungssysteme – Jugendförderung wie Behindertenhilfe – sind grundlegend anders strukturiert. Das irritiert die Akteure auf beiden Seiten. Gerade die davon ausgehenden Verunsicherungen bergen aber das Potenzial, gemeinsam zu lernen. Die Prämissen der Jugendförderung – Freiwilligkeit, Partizipation, Integration, Lebenswelt- und Biographieorientierung, Zeit- und Alltagsorientierung, Dezentralisierung und Regionalisierung – bieten dazu geeignete Orientierungspunkte. „Durch die Konfrontation mit dem Thema Inklusion“ (Thimmel/Platte und Frey/Dubisky in dieser Arbeitshilfe) werden sie herausgefordert und müssen sich in der Praxis neu bewähren. Das Modellprojekt hat auf vielfältigen und bemerkenswerten Wegen gezeigt, wie die Jugendförderung ihr Profil schärfen kann.



Dr. Hildegard Panmme

Fachberatung LWL-Landesjugendamt Westfalen-Lippe
dr.hildegard.pamme@lwl.org



Irmgard Grieshop-Sander

Fachberatung LWL-Landesjugendamt Westfalen-Lippe
irmgard.grieshop-sander@lwl.org



Bernhard Selbach

Fachberatung LVR-Landesjugendamt Rheinland
bernhard.selbach@lvr.de



Dr. Karin Kleinen

Fachberatung LVR-Landesjugendamt Rheinland
karin.kleinen@lvr.de



LVR-Landesjugendamt Rheinland Kennedy-Ufer 2, 50679 Köln, Tel. 0221 809-0

LWL-Landesjugendamt Westfalen Warendorfer Straße 25, 48133 Münster, Tel 0251 591-01